

Iusch, der berberische Himmels-gott.

Von Werner Vycichl, München.

Wenn lang anhaltende Dürre die Früchte des Feldes bedroht, dann ziehen bei den Berbern von Ghardaia die Kinder zu den Tennen und rufen den Segen des Himmels herab. Sie gehen im Kreis um die Tennen herum und singen dazu

Uš-aneg-d, aj-Iuš, aman n-anzer!

‘Gib uns, o Iusch, Wasser des Regen.’

Iusch soll hier eine Bezeichnung für Gott sein (Motylinski, Le dialecte Berbère de Rédamès S. 147). Das wird stimmen, denn wir kennen auch aus anderen berberischen Gebieten solche Bitten um Regen, bei denen *Rabbi*, das ist Gott, angerufen wird (Laoust, Mots et choses Berbères S. 312—313)¹. So haben wir in *Iusch* ein altes Berberwort für ‘Gott’ oder für ‘einen Gott’, das in den modernen Dialekten durch die arabischen Namen wie *Allāh*, *Jālla*, *Rabbi* verdrängt worden ist, und soweit bekannt, nur mehr in unserem Kinderlied von Ghardaia weiterlebt.

Ich denke, das gleiche Etymon liegt dem Gottesnamen zugrunde, mit dem die Bergawāta Gott bezeichneten. Die Bergawāta waren ein Bund von Berberstämmen in West-Marokko, die im 2. und 3. Jahrhundert der Hedschra die nationalen Kräfte des Berbertums sammelten, in bewußter Ablehnung alles dessen, was arabisch war. Sie hatten ihren eigenen Islam, eigene Gebote und Gesetze und einen Koran mit 80 Suren in berberischer Sprache. Der Gebetsruf lautete in der Umschrift Bassetts: *Moḡkor Jakūš* ‘Groß ist Gott!’. ‘Gott ist einer’ hieß *Jakūš ihan* und ‘Es gibt niemanden wie Gott’ war *Ur-d am Jakūš*. Diese Sätze sind uns bei arabischen Geschichtschreibern überliefert (R. Basset, Enzyklopädie des Islams S. 735—737, Artikel Berghawāta).

Arabisch wird der Gottesname *يفوش* geschrieben. Das kann man zwar mit Basset als *Jakūš* lesen, aber auch *Igūš*. Das magrebinische Qaf dient gleicherweise für *k* und *g*. Nur moderne Texte bedienen sich für *g* des Buchstabens *ق*. Das persische *ك* für *g* im

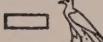
Berberischen ist erst durch die Franzosen eingeführt worden. Es bleibt aber noch der Anlaut zu klären. Im Magrib schreibt man anlautendes *i-* gerne mit *Jā*, so tazerwalt-schilhisches *يقغ* *iffug* ‘er ist hinausgegangen’ (also eigentlich *jiffug*) oder kabylich *يلا* *illa* ‘er ist gewesen’ (R. Basset, Manuel de langue Kabyle § 31). Das kommt zweifellos daher, weil in vielen Fällen, berberisch und arabisch, anlautendes *i-* auf älteres *ja-* zurückgeht (**ja-ffug*, **ja-lla*). Daher schreibt man *Jā* auch dort, wo es etymologisch nicht berechtigt ist, wie in kabylich *iger* ‘Acker’ (lat. *ager*, umgelautet), *igef* ‘Kopf’ (**a-gifi*, cf. *a-hfi* in Sīwa). So wird ein gesprochenes *Igūš* von schreibkundigen Magrebinern als **Jagūš* interpretiert und so niedergeschrieben. *Iuš* und *Igūš* sind aber offensichtlich dasselbe, da *g* im Berberischen häufig in die Vokalfuge in Nachbarschaft von *i* eintritt, nicht eigentlich für den leisen Einsatz, sondern für das *j*, das den Übergang von einem Vokal zum anderen vermittelt: so steht neben kabylich *iun*, ‘eins’ in anderen Dialekten *iggen*, neben *ajjur* ‘Mond’ des Rīfi steht *aggur* im Zwāwa, kabylich *aksūm g ilēf* ‘Schweinefleisch’ steht für **aksūm u-j-ilēf*, wobei in der heutigen Sprache das *u* geschwunden ist und nur mehr durch den veränderten Gleitlaut bezeugt wird.

Dagegen ist es abwegig, den Gottesnamen *يفوش* als ‘Geber’ (von *uš* ‘geben’) deuten zu wollen (Motylinski, Revue Africaine 1905: Le nom de Dieu chez les Abadhites). Das klingt zunächst bestechend, wenn man bedenkt, daß bei der berberisch-nationalen Bewegung der Bergawāta ibādītische Einflüsse beteiligt waren und *Wahhāb*, ‘Geber’ bei den Ibāditen als bedeutsamster Name Gottes galt. Tatsächlich kann aber *يفوش* nie ‘Geber’ heißen (nur *a-i-uš-a-n* ‘einer der gibt’ wäre grammatisch möglich), da *uš* eine lautlich verwiterte Form des Zeitwortes *cfk* ‘geben’ ist (Lautentsprechung *k: š*) und *ف* hier nie *k* entsprechen kann.

Iuš oder *Igūš* ist demnach eine berberische Bezeichnung für einen Gott, der Regen spendet, und der, vielleicht erst durch Einfluß christlicher Vorstellungen, als einziger Gott dem islamischen Allāh entsprechen konnte. Nun zeigt es sich, daß in griechisch-römischer Zeit in Nordafrika ein Gott besondere Verehrung

1) Belkassam Ben Sedira, Cours de langue Kabyle, S. XCVII: Anzar! Anzar! A-Rabbi essu-its-id ar-azār! Oric Bates, The Eastern Libyans, S. 179 hat Unrecht, wenn er anzar ‘as a personality’ auffaßt.

genoß, der dem Saturn gleichgesetzt wurde. Er war ein Himmels-gott und Spender von Regen und Winden (J. Toutain, *De Saturni dei in Africa Romana cultu*). Er wird auch *frugifer* oder *deus frugum* genannt (J. Toutain, op. cit. S. 30). Ich denke, vielleicht war dieser Saturn der berberische *Iusch*. Daß der berberische Name nicht in den Inschriften aufscheint, darf nicht verwundern. Die Römer haben ja auch germanische und keltische Götter mit ihren lateinischen Namen belegt.

Es bleibt noch zu untersuchen, ob *Iusch* auch in ägyptischen Quellen vorkommt. Man darf ein Konsonantengerippe *ʒjʃ* oder *ʒʃ* erwarten. Die ägyptische Schrift läßt ja *j* im Inlaut oft unbezeichnet (W. Till, *ÄZ LXXIII* S. 136). In der Tat erscheint ein Gott  *ʒʃ* (Borchardt, Grabdenkmal des Königs *ŠA3-HU-RE*, Bd. II, Blatt 1) direkt als  *nb Čhnw* 'Herr' (d. i. 'einheimischer Gott') des (Libyerlandes) 'Čhnw' genannt. Derselbe Name findet sich auch in den Schreibungen  und  , unter den Königen *Pr-jb-sn* (2. Dyn.), *H'-šhm-wj* (2. Dyn.) und *Ĝsr* (3. Dyn.). Eine Zusammenstellung aller Belegstellen gibt Scharff (*ÄZ LXI* S. 23 FN. 8, S. 24 FN. 1—4), wo auch der Beziehungen zu Seth gedacht ist (S. 23—25). Auch *ʒʃ* erscheint als Gewitter- und Regengott in ägyptischen Texten, sowie als Gott der Feldfrüchte (M. A. Murray, *Ancient Egypt* 1934 S. 114—117). Diesen freundlichen Hinweis verdanke ich Dr. H. Brunner.

Scharff schließt aus dem Nebeneinander von *ʒʃ* und *ʃʒ*, der ältesten Schreibungen, daß möglicherweise selbst den Ägyptern die Kenntnis darüber in späterer Zeit entschwunden war. Meines Erachtens schaltet aber die Schreibung  bei *S3hw-R'*, wo doch die gefangenen Libyer selbst vorgeführt werden, jeden Zweifel an der Reihenfolge der Konsonanten aus. Die gleiche Lesung zeigt ein Sarg aus römischer Zeit (A. Shorter, *JEA XI* S. 78 und Pl. 9). Somit entfallen die Beziehungen von **ʃʒ* zu **ʃʒj* 'Schwein', als Tier des Seth im Totenbuch (Scharff, op. cit. S. 25).

Zum Schlusse sei der Versuch unternommen die Nominalform des Gottesnamens *ʒʃ* zu bestimmen. Wir haben die Entsprechung *ʒʃ*: *Iuš* oder **Igūš*. Ein ähnlicher Fall liegt bei dem Wort für 'Esel' vor, nämlich '*jʒ*: *a-ġjūl*. Daß man '*jʒ* und nicht wie bisher '*ʒ* (Ermann-Grapow, *WBI* S. 164) lesen muß, geht aus koptisch *ⲉⲓⲟⲩ* **e'jōšew*) eindeutig hervor. Daß  im Alten Reich immer als *ġ* (arabisch *ġ*)

gesprochen wurde, habe ich in 'Hausa und Ägyptisch' gezeigt (*MSOS XXXVII/III* S. 55—56); da diese Ansetzung keinen Widerspruch erfahren hat, darf ich wohl annehmen, daß sie angenommen worden ist. Die Entsprechung *ʒ*: *l* bietet keine Schwierigkeit für diese Etymologie Möllers (*ZDMG* 78 S. 42). Als libysch-ägyptische Urform wird man wohl **ġajālay* ansetzen dürfen, wobei das erste und letzte *a* von mir geraten sind. Im Ägyptischen hätte sich daraus **ajāšo*, **jō* entwickelt, im Berberischen **ġajōlo* und später, mit der Singular-diskriminante *a-ġjūl*. Der ägyptische Lautwandel *ā* zu *ō* ist ja keilschriftlich gesichert (so *Hāra* — *Hōr* 'Horus', s. Ranke, *Keilschriftliches Material* S. 10). Nun zeigt aber *a-ġjūl* und *iuš*, *Igūš* im Berberischen die gleiche Nominalform. Der Unterschied besteht nur darin, daß *Iuš* keine Singulardiskriminante trägt, da ja *Iuš* als Eigenname eines Artikels — das war ja die Diskriminante ursprünglich — bedurfte. So möchte ich als Vokalisation von *ʒʃ* mit allem Vorbehalt **ajāšay* vorschlagen, das man zu *S3hw-R'*s Zeiten etwa als **ajāšo* gesprochen haben wird.

Ist die hier vorgetragene Ansicht richtig, dann ist das Verhältnis zwischen den hamitischen *h3t-w-ʒ* (wohl 'Schêche', als edle und reiche Herdenbesitzer; eine Lesung *h3t-j-w* ist mir nicht bekannt.  ist wohl '*ʒ* zu lesen wegen *τοπαῖς tp-j* '*ʒ*', wo  als **ai* erscheint wie *wġʒ* als *ορχαι*, *pʒ* als *παι*) von *Čhnw* (s. Hölscher, *Libyer und Ägypten* S. 16—23) gegenüber den blonden, blauäugigen *Čmh-w* deutlicher geworden. Wie die modernen Berbersprachen grammatisch-syntaktisch hamitisches Gepräge zeigen, also in der Sprache die geistige Kultur der *Čhnw*-Libyer (und ihrer Verwandten) vorherrscht, so hätten wir hier einen Fall vor uns, der die gleiche Dominanz *čhnw*-libyscher geistiger Kultur für ein Teilgebiet der Religion beweist, denn *ʒʃ* war ein Gott der *Čhnw*-Libyer.

Besprechungen.

Allgemeines.

Ivánka, Endre v.: *Die Aristotelische Politik und die Städtegründungen Alexanders des Großen. — Wege des Verkehrs und der kulturellen Berührung mit dem Orient in der Antike.* Zwei Studien zur antiken Geschichte. Budapest: Kir. M. Pázmány Péter Tudományegyetemi Görög Filológiai Intézet 1938. (62 S.) gr. 8° = Magyar-Görög Tanulmányok Szerkesztő Moravcsik Gyula, 4. RM 2 —. Bespr. von U. Kahrstedt, Göttingen.

Von den beiden Studien des Heftes ist die erste eine Untersuchung, die zweite eine sogar sehr populäre Darstellung. Die These der ersten lautet: Aristot. Politik. VII 1—12 ist ursprünglich eine eigene Schrift, und zwar die in der Spätantike gelegentlich

zitierte Flugschrift *περὶ ἀποικίων* oder *ἀποικιών* und sie ist vermutlich ein Grund für den Bruch Alexanders mit dem Kreise seines Lehrers, für den Untergang des Kallisthenes, weil sie eine Stellungnahme gegen Alexanders Politik darstellt. Sie ist also nicht die theoretische Idealverfassung des Aristoteles. Daran ist richtig, daß die Kapitel eine Einheit bilden, Kap. 12 Ende ist ein deutlicher Abschluß, Kap. 13 Anfang ein deutlicher Beginn. Die Gleichsetzung mit der Schrift *περὶ ἀποικίων* ist an sich sehr unwahrscheinlich, denn als die spätantiken Zitate niedergeschrieben wurden, lagen längst Gesamtausgaben des Aristoteles vor, die unsere Einteilung der Werke hatten. Es ist kaum vorzustellen, daß man damals die Politik ohne unsere Kapitel las und die letzteren als eigene Schrift. Tatsächlich wird kein unbefangener Leser in den Kapiteln eine Gelegenheitsschrift und gar eine solche gegen Alexander sehen können. Es ist gewiß von der Gründung einer Polis in ungrischem Lande die Rede, damit sind aber die Analogien erschöpft. Die Beweise des Autors haften ganz an der Oberfläche, z. B. daß Aristoteles keine zu großen Städte will, Alexandria aber eine Großstadt wurde (nämlich später), daß Aristoteles eine Herrschaft der Griechen über die Barbaren im Stadtgebiet wollte, Alexander eine Vermischung; letzteres ist falsch, Alexander will das Reich auf breite Basis stellen, aber nicht gemischte Städte schaffen, Bürgerrecht der Eingeborenen in Poleis bildet sich viel später aus. Auf der anderen Seite genügt eine Lektüre der Kapitel, um Gegeninstanzen zu finden. Zunächst die wie eine Überschrift gegebene Wendung *ἐπὶ τῇ πόλει*, dann die wiederholte und ausführliche Besprechung der Verteidigungsfähigkeit gegen die Nachbarn, im Alexanderreich gegenstandslos, die Einführung von Kasten und Sysitien, bei der jeder Kolonist der Zeit einfach gelacht hätte, der Ausschluß des handarbeitenden Standes von politischen Rechten, ebenfalls Theorie und Anachronismus. Gerade unsere Kapitel sind reine und ganz abstrakte Theorie, daher auch die Erörterungen über die beste Existenz von Seele, Mensch und Gemeinschaft — von Tagespolitik ist nichts zu spüren.

Die zweite Skizze will die Richtung der großen Handelsstraßen und die Art ihres Verkehrs „in der Antike“ darstellen. Das würde in dieser Abgrenzung auf 400 Seiten allenfalls zu machen sein, nicht auf 40. Benutzt wird fast nur literarische Überlieferung, kaum je einmal Ausgrabungen, gar nicht der Zug römischer Straßen. Moderne Bücher konnten helfen, aber Tarn, Hellenistic Civilisation, oder seine Greeks in Bactria and India sind nicht benutzt, ebenso wenig Rostowzew von der Wirtschaft des Kaiserreichs über seine südrussischen Arbeiten bis zu den Caravan-Cities. Man wird also nicht zu hohe Erwartungen hegen und in der Tat findet sich nur Altbekanntes in dünnem Auszug und meist in völliger räumlicher und zeitlicher Planlosigkeit vorgetragen. Es werden Dinge wie das Vorhandensein von Juden im Weststromland vor Christi Geburt, die Existenz weitreichenden Handels ehe die Chinesen Vorderasien kennenlernen wie neue Beobachtungen vorgestellt. Angaben aus pharaonischen Texten und aus dem Periplus des Roten Meeres, Antiochos von Kommagene, der Gegner des Pompeius, und Angaben konstantinischer Zeit stehen auf einem Brett. Tatsächlich haben sich die Wege in all den Jahrtausenden dutzendfach verlagert und wir kennen diese Verlagerungen durch Ausgrabungen sehr gut — von all dem kein Wort. Daher vielerorts eine merkwürdige Akzentsetzung, von Phanagoreia, dem Endpunkt

der Straße nach Nordasien und China ist nicht die Rede, dafür wird der Weg südlich des Kaukasus überschätzt und der zuletzt von Tarn erledigte (und nach den Bodenverhältnissen unmögliche) in das Kaspische Meer fließende Oxus taucht wieder auf, um eine Handelsstraße vom Pontus über Baku nach Merv zu konstruieren. Auf Einzelfehler, wie die Versetzung der Kubankultur in die Bronzezeit oder das angebliche Fehlen römischer Spuren im Hinterland von Kolchis (Bauinschrift Vespasians) sei erst gar nicht eingegangen.

Hübner, Fritz: Maria auf der Mondsichel. Ihre Darstellung im Spiegel von Kunst, Kultur und Weltanschauung. Nürnberg: K. Ulrich 1938. (86 S., 12 Abb.) 8°. RM 2.50. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Mit dem apokalyptischen Weibe aus dem 12. Kapitel der Offenbarung Johannis fängt es an. Die Leser dieser Zeitschrift werden erwarten, eine neue Deutung auf einen orientalischen Mythos zu finden; aber das Gegenteil geschieht: jeder Mythos als Grundlage wird abgelehnt und die bekannte Erklärung, das Weib vertrete die christliche Gemeinde, als allein richtig anerkannt. Ganz am Ende des Büchleins erfahren wir auch, daß der Vf. dies alles nicht selbst entdeckt hat, sondern anderen verdankt. Wie es scheint, hält er die Deutung der apokalyptischen Gestalt auf die Gemeinde, weiterhin auf die Kirche, für unvereinbar mit der Herkunft aus einem Mythos; aber er wird sich wohl selbst sagen, daß hier kein Widerspruch vorliegt.

Dies alles ist für ihn nur Einleitung. Im Hauptteile sucht er zu zeigen, wie in der Alten Kirche das Bild Marias, der Jungfrau mit dem Kinde, allmählich sich ausbreite, und wie Maria zum sichtbaren Sinnbilde der Kirche werde.

Auf diesem Wege, über den Begriff der Kirche als Mittelglied, wird die Gleichung Marias mit dem apokalyptischen Weibe erst möglich. Aber noch lange bleibt es bei vereinzelten Gedanken und bildnerischen Anläufen, bis im späteren Mittelalter die Reformorden die Verehrung Marias gewaltig ausbreiten und damit auch dem Marienbilde Raum schaffen. Die Zeit vom 15. bis zum 17. Jahrhundert bedeutet den Höhepunkt und entfaltet auch Maria in der apokalyptischen Erscheinung nach allen Richtungen. Mit diesen wenigen Sätzen hoffe ich richtig ausgesprochen zu haben, was der Vf. dartun will, und da sein Buch im Grunde dem Gebiet dieser Zeitschrift fern liegt, muß und wird diese Kürze genügen. Deshalb darf ich auch nicht bei den Umwegen verweilen, über die der Vf. zu seinem Ziele gelangt. Was er über die Kirchen des Mittelalters sagt, zumal über den Unterschied deutscher Art von römischer Art — „so ist auch im Kirchenbau im übertragenen Sinne Kap. 12 der Offen-

barung Johannes erfüllt. Es bleibt nur die doppelte Deutung bestehen, eine deutschgeartete, welche im kreisenden, musikanten Raum über den Kampf mit den feindlichen Mächten zum Heil gelangt, und eine römischordenseigentümliche Artung, die dem dunklen Westen entflieht und sofort dem Heil im Osten entgegenstrebt“ (60) —, solche Betrachtungen, die ich keineswegs von vornherein ablehne, überschreiten ebenso die Grenzen meines Wissens wie den Bereich, der an dieser Stelle zu wahren ist.

Leider ist es dem Vf. nicht gelungen, seinem Versprechen im Vorwort, er wolle sich von Urteilen möglichst fernhalten, treu zu bleiben. Er urteilt gern, und mir wenigstens scheinen manche seiner Urteile nicht unbefangen zu sein, zumal gegenüber katholischer Denkweise. Über einige Mißgriffe oder Versehen im einzelnen, wie die Interpretatio christiani S. 28, gehe ich hinweg; aber ich kann nicht verschweigen, daß ich der wissenschaftlichen Methode dieses Buches mehr als einmal nicht zu folgen vermag. Trotzdem gestehe ich gern, als Laie auf diesem Gebiete vielerlei gelernt und manche Anregung empfangen zu haben.

Dehérain, Henri: *Silvestre de Sacy. Ses Contemporains et ses Disciples. Orientalistes et Antiquaires*. Paris: P. Geuthner 1938. (XXXVI, 122, 68* S., 1 Bildnis.) 4^o = Haut-Commissariat de la République Française en Syrie et au Liban. Service des Antiquités, Bibliothèque Archéologique et Historique, Tome XXVII. Fr. 80 —. Bespr. von W. Haag, Berlin.

Zum 100. Todestage des Begründers der Orientalistik in Frankreich veröffentlicht der Conservateur honoraire der Bibliothek des Institut de France, Henri Dehérain, der schon durch verschiedene Bücher und Aufsätze über den Nahen Osten und Orientalisten bekannt ist, diese Gesamtschau über S. de Sacy's Werk, seine Zeitgenossen und seine Schüler. Das Buch besteht aus verschiedenen Aufsätzen, die zum Teil bereits im Journal des Savants gedruckt sind, hier aber dankenswerterweise gesammelt vorgelegt werden.

In der Einleitung „Le rayonnement de S. de Sacy“ behandelt der Verfasser das Leben und die vielfache wissenschaftliche und politische Tätigkeit des berühmten Orientalisten.

In dem folgenden ersten Hauptteil „Les amis du Levant“ erfahren wir wichtige und interessante Beziehungen zwischen S. de Sacy und den diplomatischen Vertretern Frankreichs im Orient zur Zeit der ersten Republik, des ersten Kaiserreichs und der Restauration auf Grundlage vieler Briefe und Akten des Institut

de France, die der Verfasser vorlegt, so die Korrespondenz mit den Brüdern Desgranges im Libanon, mit Jean-François Rousseau und seinem Sohne Joseph, die die bedeutendsten praktischen Orientalisten ihrer Zeit waren. Besonders Joseph Rousseau stand in lebhaftem wissenschaftlichen Briefaustausch mit S. de Sacy und kaufte in den Ländern, in denen er sein Vaterland vertrat, Persien und später Syrien, viele und kostbare Handschriften, die er zum großen Teile dem russischen Grafen Uvarov verkaufte. Unbekannt sind die Jugendbriefe des Orientalisten Caussin de Perceval, der seine Jugendzeit im Orient verbrachte. Félix Lajard, von Napoleon in politischer Mission nach Teheran geschickt, erhielt dort den Anreiz zur Beschäftigung mit den alten Religionen des Orients, besonders mit dem Mithraskult. Asselin de Cherville, Dolmetscher in Ägypten und ein Bekannter Ulrich Seetzens, beschäftigte sich auf S. de Sacy's Anraten eifrig mit dem Äthiopischen und beschaffte der Bibliothèque Nationale viele äthiopische Handschriften. Fast unbekannt ist Ducaurroy, Dolmetscher in Konstantinopel, der ebenfalls im Briefwechsel über Handschriften mit S. de Sacy stand.

Der zweite Teil ist den „Amis de France“ gewidmet, soweit sie als Ausländer in Verbindung mit S. de Sacy standen. Etienne Le Grand hatte lange Zeit im Orient gelebt, und er war es, durch den S. de Sacy zum ersten Male den Orient und seine Sprache kennenlernte. Der uns durch Goethe bekannte russische Graf Uvarov, unter Nikolaus I. Unterrichtsminister, stand in regem Briefwechsel mit S. de Sacy und erhielt durch ihn Verbindung mit J. Rousseau, der ihm Handschriften verkaufte. Uvarov besetzte auch die beiden neugegründeten Lehrstühle für Arabisch und Persisch am Pädagogischen Institut in Petersburg mit den beiden Sacy-Schülern Demange und Charmoy. Die weitaus größte Korrespondenz aber führte S. de Sacy mit seinen deutschen gelehrten Zeitgenossen, mit Joseph Allioli in Landshut, Gottfried Eichhorn in Göttingen, Jakob Fallmerayer, Joseph Görres, Gustav Flügel und anderen, die zum großen Teil seine Schüler waren. Leider ist keiner von ihnen eines eigenen Artikels gewürdigt worden und auch ihre Briefe sind auf das notwendigste Mindestmaß beschränkt.

Den Abschluß des Werkes bildet der Bericht über die von S. de Sacy gegründete Schule des Arabischen in Marseille, in der als Lehrer der Kopte Gabriel Tawil wirkte.

Eine die Hauptwerke S. de Sacy's umfassende Bibliographie ist auf S. XXff. gegeben.

Besonders zu danken sind dem Verfasser die vielen Urkunden und Briefe, die er in seinem Buche vorlegt.

Kiploks, Edgarus: *Index Scriptorum Immanuelis Benzinger. Palaestinae Antiquitatum Veterisque Testamenti investigatoris.* Riga: L. U. Studentu padomes grāmatnica 1938. (28 S.) 8°. Angez. von J. Begrich, Leipzig.

Die kleine in Schreibmaschinenschrift gehaltene lettisch-deutsche Schrift bietet eine Bibliographie der Veröffentlichungen Benzingers mit Einschluß seiner Lichtbildervorträge und Predigten. Am Schluß werden 32 Handschriften Benzingers, teils lettisch, teils deutsch, teils englisch, angeführt, die durch den Druck nicht bekannt gemacht worden sind. Eingeleitet wird das Ganze durch einen kurzen, lettisch und deutsch gebotenen Abriss des Lebens Immanuel Benzingers. Wie weit die bibliographischen Angaben vollständig sind, konnte nicht besonders nachgeprüft werden. Gelegentlich, so bei Nr. 36, 89, 124, 132, 134, finden sich Entstellungen deutscher Worte in den Titelanangaben.

Spies, Otto: *Verzeichnis der Schriften von Carl Brockelmann.* Leipzig: Otto Harrassowitz 1938. (26 S.) gr. 8°. RM 2—. Angez. von R. Paret, Heidelberg.

Das vorliegende Schriftenverzeichnis ist zum 70. Geburtstag C. Brockelmanns von dessen Amtsnachfolger in Breslau zusammengestellt worden und dann gleichzeitig mit einer von vielen Freunden, Kollegen und Schülern unterzeichneten Glückwunschadresse im Druck erschienen. Es enthält, chronologisch nach Jahren geordnet, 1. selbständige Werke, 2. Aufsätze in Zeitschriften, Sammlungen usw., 3. Rezensionen. Für die Einordnung der Beiträge zur Enzyklopädie des Islam sind die Druckjahre der einzelnen Bände zugrunde gelegt (1913, 1927, 1934, 1936), nicht die Erscheinungsjahre der Lieferungen, was zweckmäßiger gewesen wäre.

Zur Sache ist weiter nichts zu sagen. Das Schriftenverzeichnis spricht für sich. Es zeugt von einem reichen und vielseitigen Ertrag eines fruchtbaren Gelehrtenlebens. In der Zwischenzeit hat ein dritter Supplementband der arabischen Literaturgeschichte zu erscheinen begonnen. Brockelmann bietet uns hier als neues Standardwerk eine ausführliche Darstellung der modern-arabischen Literatur. Hoffen wir, daß der Jubilar sie im gewohnten Arbeitstempo zu Ende führen und uns auch in den kommenden Jahren noch recht viel Früchte seiner unermüdlichen wissenschaftlichen Tätigkeit schenken möge.

Ägyptologie.

Menghin, Oswald, u. Mustafa Amer: *The Excavations of the Egyptian University in the Neolithic Site at Maadi. Second preliminary Report (Season 1932).* Cairo: Government Press, Bulâq, 1936. (VII, 71 S., 63 Taf.) 4°. Bespr. von A. Scharff, München.

Die 1930/1 begonnene Ausgrabung der ägyptischen Universität in der neolithischen Siedlung von Maâdi (dicht südlich von Kairo an der Bahnstrecke nach Heluan gelegen) ist seitdem in mehreren Grabungskampagnen fortgesetzt worden¹; bei den drei ersten lag die wissenschaftliche Hauptarbeit außer bei dem ägyptischen Prof. M. Amer in den bewährten Händen O. Menghins und K. Bittels. Die Funde sind, vom Museumsstandpunkt betrachtet, nicht gerade hervorragend, um so wichtiger aber ist die Ausgrabung in ihrer Gesamtbedeutung, denn sie trägt bei zur Beantwortung der berichtigten Frage nach Vorgeschichtsfunden aus dem Delta, andererseits wirft sie genug neue Fragen auf, nämlich nach den Beziehungen zu der anderen vorgeschichtlichen Delta-kultur von Merimde-Beni Salâme, nach Beziehungen zu Oberägypten und schließlich nach etwaigen zur ältesten Palästinakultur. Maâdi gehört geographisch wie das benachbarte Tura zum Gau von Memphis, der bekanntlich die Reihe der unterägyptischen Gaue eröffnete; die dortigen Funde dürfen also unbedenklich als unterägyptisch gewertet werden.

In Maâdi handelt es sich um eine ausgedehnte Siedlung. Pfostenlöcher wurden in Mengen gefunden, auch Stümpfe von Pfosten², Herdstellen, Vorratsräume usw. Sichere Grundrisse waren nur selten zu gewinnen; nach den Plänen scheinen annähernd ovale Grundrisse häufiger zu sein als rechteckige, deren Vorkommen aber ganz besonders bemerkenswert ist³. Im ganzen ähneln diese Siedlungsreste denen von Merimde, z. B. ist auch der große Nilferdknochen — in Merimde als Einstiegstritt erwiesen — belegt, wenn in Maâdi auch ohne sichere Deutung. Wesentlich verschieden sind aber die Siedlungen durch die Hausbestattungen, die im älteren Merimde vorkommen, im jüngeren Maâdi dagegen fehlen. Hier gibt es nur Fötusbestattungen in Tongefäßen⁴, deren eines sogar Augenlöcher hat⁵. Was sonst an Menschenknochen in der Siedlung gefunden wurde, sind Zufallsfunde; so läßt sich über Körperbau und Rasse der Bewohner jener

1) Der erste Vorbericht erschien 1932 in Cairo; er ist anscheinend nicht der OLZ zugegangen; vgl. meine Anzeige in *Egyptian Religion* II, 111. Über das 3. Grabungsjahr berichtet Menghin kurz in *Mitt. Inst. Kairo* V, 111; über das 4. Dittmann noch kürzer ebenda VI, 158. Seitdem (1936 über die Kampagne 1934) ist, soviel ich sehe, nichts mehr über Maâdi erschienen.

2) Z. B. *Mitt. Inst. Kairo* II Taf. 35a.

3) Ebenda III, 111 Abb. 1 oder First prel. Rep. Pl. 11.

4) Gesondert behandelt von Dr. A. Girgis S. 57 Appendix 1.

5) *Mitt. Inst. Kairo* V Taf. 19b links.

Siedlung noch nichts aussagen. Der zu der Siedlung gehörige Friedhof ist noch nicht entdeckt.

Die Funde an Keramik und Steingefäßen sind fortgeschrittener als die von Merimde, auch ist das in Merimde noch gänzlich fehlende Kupfer belegt. Die Verbindung mit Merimde zeigen vor allem die schwarze Tonware (Taf. 29, 30, 32, 33) und einfache Verzierungsweisen. Bei der unverzierten roten Ware ist der Ringfuß für Maâdi bezeichnend (Taf. 28). Die schwarzen Maâdigefäße geben dann ihrerseits auch jenen ähnlichen von Tura, die nicht von Junkers eigentlichem Grabungsfeld stammen, ihren sinngemäßen Zusammenhang¹. Gerade der sehr große Unterschied gegenüber der in die späteste Vorgeschichte und die 1. Dyn. datierten Hauptmasse der Turafunde zeigt aber, daß Maâdi unmöglich schon spätvorgeschichtlich sein kann. Es ergibt sich also an Hand der Keramik eine klare Abfolge der bisher bekannten drei großen unterägyptischen Fundplätze: 1. Merimde — 2. Maâdi — 3. Tura.

Komplizierter liegen die Dinge, wenn man nun Maâdi mit den oberägyptischen Kulturen vergleicht. Merimde hat allerlei Gemeinsames mit Badâri, wenn mir auch die Unterschiede zu überwiegen scheinen; jedenfalls dürfte man Merimde annähernd gleichzeitig mit Badâri ansetzen können, das eine für Unter-, das andere für Oberägypten. Am andern Ende (1. Dyn.) entsprechen sich Tura im Norden und Naga ed-Dêr im Süden. So bleiben als Vergleich für Maâdi die beiden oberägyptischen Negadekulturen übrig. Wenn es auch immer mißlich ist, ausgesprochene Siedlungsfunde mit Friedhofsfunden zu vergleichen, so muß in unserm Falle aus Materialmangel doch dieser Weg beschritten werden; das Ergebnis ist, daß beide Negadekulturen Parallelen in Maâdi haben, woraus man zunächst auf eine sehr lange Dauer der Maâdisiedlung zu schließen gezwungen wird. Die Beweisstücke für die I. Negadekultur finden sich allerdings erst im deutschen Vorbericht der 3. Grabung²: mehrere Basaltsteingefäße, ein Fischschwanzmesser, ovale bis kreisrunde Feuersteinschaber³, Bruchstücke rhombischer Schminktäfelchen (nur im Text erwähnt). Keramik ist nicht darunter. Man könnte sich also vielleicht denken, daß die oberägyptischen Steingeräte und Steingefäße (Menghin spricht bezeichnenderweise bei letzteren von einem zusammengehörigen Schatzfund!) der I. Negadekultur noch weit hinein in die II. Negadekultur in Gebrauch gewesen sind. Mit dieser ist Maâdi eindeutig durch rotfigurige Gefäße verbunden; zwar fehlen die typischen Schiffe, die mir aber auch sonst nur von Friedhofsfunden bekannt sind, aber Netz- und Strichmuster sind genügend vertreten (z. B. Taf. 49). Als merkwürdiges Einzelstück sei auf das große, tonnenförmige Gefäß von Taf. 41 hingewiesen, das unterhalb des Randes mehrere durchbohrte Schnurösen zeigt. Wellenhenkelgefäße kamen schon bei der ersten Grabung zutage⁴. Die daran anknüpfenden Fragen nach möglichen Beziehungen zur Keramik Palästinas sollen hier nicht erörtert werden, da der anzuzeigende 2. Bericht darüber nichts Wesentliches bringt. Es sei nur angedeutet, daß zu meiner nicht

geringen Freude Menghin die Herleitung der Wellenhenkelgefäße aus Palästina jetzt für erwiesen hält¹ und daß sich sichere Beziehungen zum Tell Ghassûl zu ergeben scheinen². Ich stimme also Menghin durchaus zu, wenn er die Funde von Maâdi am Schlusse des 3. Vorberichts ungefähr der II. Negadekultur (Gerzean) parallel setzt³.

Leider liegen noch keine weiteren Berichte vor, die wir dringend erwarten. Anerkennend sei hervorgehoben, daß die Tafeln des 2. Berichts wesentlich besser sind als beim ersten; nur das verschiedene Format der beiden Berichte ist unverständlich. Die Grabung in Maâdi ist außerordentlich aufschlußreich für unsere Kenntnis der vorgeschichtlichen Zusammenhänge, und wir hoffen, daß Prof. Amer auch weiterhin Mittel und Wege finden wird, sie zum Heile unserer Wissenschaft fortzusetzen.

Kees, Hermann: *Herihor und die Aufrichtung des thebanischen Gottesstaates*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1936. (20 S.) gr. 8° = Nachr. von der Gesellsch. d. Wissensch. zu Göttingen, Philol.-Histor. Klasse, Fachgruppe I, N. F., Bd. II, Nr. 1. RM 1 —. Bespr. von W. Wolf, Leipzig.

Eine gründliche Überprüfung des gesamten Materials, das wir heute für die Beantwortung der Frage nach der Entstehung des thebanischen Gottesstaates der 21. Dynastie besitzen, hat Kees zu einigen Erkenntnissen über die Vorgänge bei der Begründung der 21. Dynastie geführt, die von der bisherigen allgemeinen Auffassung in entscheidenden Punkten abweichen. Er konnte dabei in wesentlichen Einzelfragen an neuere Arbeiten von Černý, Lefebvre, Ed. Meyer, Peet, Sethe und nicht zuletzt von ihm selbst anknüpfen. Seine Ergebnisse sind etwa folgende: Herihor kommt nicht aus der priesterlichen, sondern der militärischen Laufbahn. Auch ist er mit dem ihm vorhergehenden Priestergeschlecht nicht verwandt. Er wird Oberpriester bei Gelegenheit der Neuordnung der schwer erschütterten thebanischen Verhältnisse unter Ramses XI., und zwar vermutlich in dessen 12.—15. Regierungsjahr. Als sein Protektor erscheint der Vizekönig von Nubien Panehsi. Einige Jahre später wird Herihor selbst Vizekönig von Nubien und Wesir. Die Einführung der neuen Ära der „Wiedergeburt“ (*whm mswt*) im 19. Jahre Ramses' XI. ist sein Werk und be-

1) Junker, Turah S. 2 Abb. 1.

2) Mitt. Inst. Kairo V, 111 mit Taf. 19—21.

3) Zu den scheibenförmigen Schabern vgl. für Oberägypten Brunton, Badarian Civilisation Pl. 72, 109; Pl. 80, 60 und 73.

4) First prel. Rep. Pl. 32.

1) Mitt. Inst. Kairo V, 113; hierher gehören auch die unägyptischen helltonigen Gefäße auf Taf. 19c.

2) Vgl. R. Koeppl in *Biblica* Bd. 18, 443: Ma'adi und Ghassul.

3) Mitt. Inst. Kairo V, 118. In der verglichenen Tabelle zur ägyptischen und vorderasiatischen Vorgeschichte in *ÄZ* 71, 89 habe ich Maâdi auch schon genau entsprechend eingesetzt.

deutet das politische Programm einer Neuordnung in thebanischem und antiramessidischem Sinne. Seine Thronbesteigung erscheint äußerlich als ein Sieg der klerikalen Partei; tatsächlich bedeutet sie ihr Ende, da die treibenden Kräfte nicht klerikaler, sondern militärischer Natur sind.

An Kees' Ergebnissen, die hier nur z. T. angedeutet werden können, wird im ganzen nicht mehr zu rütteln sein. Seine Beweisführung ist schlechthin überzeugend. Sie beruht auf erschöpfender Behandlung aller einschlägigen Quellen. Ob freilich seine Auffassung von der Wirkung, die die Tat Herihors auf die Lösung der seiner Zeit gestellten Probleme gehabt hat, das Richtige trifft, ist mir zum mindesten zweifelhaft. Das Ergebnis von Herihors Staatsstreich ist nach wie vor der Gottesstaat. Das zeigt doch deutlich, wie verschieden die Lage gegenüber der bei der Schaffung des Mittleren Reiches und der Überwindung der Amarna-Krise ist, wo ja gleichfalls Amun eine große politische Rolle zu spielen berufen war. Daß Herihors Weg zur Neuordnung des Staatswesens über das Pontifikat führte, obwohl er selbst aus einer ganz andern Sphäre kam, zeigt m. E. aufs deutlichste, welche Autorität die Staatskirche besaß. Und so möchte ich Kees' These beinahe in ihr Gegenteil verkehren und sagen: Der Sieg des Generals Herihor mag der klerikalen Partei im Augenblick als ein Ende ihrer Herrschaft erschienen sein, in Wirklichkeit wandelte sich unter der Macht der Verhältnisse der General im Augenblick der Machtergreifung in den Kleriker und war daher das Endergebnis die kraß klerikale Lösung.

Aber wenn ich in diesem Punkte von Kees' Auffassung abweiche, so bedeutet das natürlich keine Minderung der Wertschätzung seiner ausgezeichneten Arbeit.

Keilschriftforschung.

Delaporte, Louis: *Les Peuples de l'Orient Méditerranéen*. I: *Le Proche-Orient Asiatique*. Avant-propos de S. Charléty. Paris: Les Presses Universitaires de France 1938. (XXXV, 361 S.) 8° = „Clio“, Introduction aux Études Historiques. I. Fr. 50 —. Bespr. von J. J. Stamm, Basel.

Der durch ähnliche zusammenfassende Arbeiten¹ bekannte Verf. legt hier eine Geschichte des alten Orients vor. Diese stellt den ersten Halbband einer auf 9 Bände berechneten, bis zum Jahre 1919 reichenden Weltgeschichte dar.

1) La Mésopotamie. Les civilisations babylonienne et assyrienne (Paris 1923). Les Hittites. (Paris 1936).

Da dem alten Orient außer dem vorliegenden nur noch ein zweiter, Ägypten behandelnder Halbband¹ eingeräumt ist, hatte D. eine räumlich wie zeitlich weit reichende Darstellung zu liefern.

Das Buch umfaßt die Geschichte der Länder von Palästina bis Kleinasien und von Syrien bis zum iranischen Hochland, es beginnt mit dem älteren Paläolithikum Palästinas und geht hinab bis zum Ende des persischen Reiches. Entsprechend dem praktischen Zweck der Serie „Clio“ — sie dient der Einführung von Studenten in das Geschichtsstudium — war D. weniger darauf bedacht, neue Ergebnisse vorzulegen; vielmehr bietet er einen objektiven Überblick über das bisher zur altorientalischen Geschichte Erarbeitete. Das Interesse des Verf. gilt in erster Linie der politischen Geschichte und den diese bestimmenden Persönlichkeiten. Wo es aber nach dem Stand der Quellen möglich ist, fügt er eine kurze kulturgeschichtliche Darstellung ein. So widmet er S. 130ff. der Zeit Hammurabis einige Abschnitte, länger verweilt er S. 188ff. bei der Beschreibung der churritischen und hethitischen Kultur und würdigt S. 208ff. und S. 271ff. die mittel- bzw. neuassyrische Zeit nach ihrer kulturellen Seite hin. Es ist klar, daß der Verf. bei der Überfülle des zu bewältigenden Stoffes sich größter Kürze der Darstellung befleißigen mußte, um den, wie es scheint, ihm eng bemessenen Raum nicht zu überschreiten. Manchmal ist er darin vielleicht etwas zu weit gegangen. So sind die dem Ende der Dynastien von Isin und Larsa gewidmeten Sätze (S. 111f.) allzu knapp. S. 115f. hätte sich das Bild der altassyrischen Handelskolonien in Kleinasien wohl noch etwas farbiger gestalten lassen. Die gedrängte Nacherzählung der betreffenden Stellen aus Genesis und Exodus auf S. 175f. gibt nur einen ungenügenden Einblick in die mit der Entstehung des israelitischen Volkes verbundenen geschichtlichen Probleme².

Auf das Ganze gesehen, wird aber das Buch der ihm gestellten Aufgabe ohne Zweifel gerecht. Der studentische Leserkreis, an den vor allem gedacht ist, wird dem Verf. für diese zuverlässige Einführung in das große Gebiet der altorientalischen Geschichte dankbar sein.

Sehr kommt der Lesbarkeit des Buches eine klare und übersichtliche Anordnung zugute.

1) L'Égypte, par É. Drioton et J. Vandier, erschienen Ende 1938. 640 S.

2) Die Landnahme läßt D. vor der Zeit Merneptahs (1228 v. Chr.) abgeschlossen sein. Ein tieferer Ansatz dieses Ereignisses ist nach ihm unwahrscheinlich.

Der geschichtliche Stoff ist in vier Bücher, die in mehr oder weniger Kapitel unterteilt sind, gegliedert. Jedem Kapitel ist ein reichhaltiger bibliographischer Abschnitt und eine Liste der jeweils behandelten Herrscher mit ihren Jahresdaten beigegeben. Eine allgemeine Bibliographie sowie kurze Abschnitte über die Wissenschaftsgeschichte und über die Geographie des alten Orients eröffnen den Band.

Bei der Lektüre des Buches sind mir folgende Einzelheiten aufgefallen:

S. 115f. ist die Formulierung, wonach die assyrischen Kaufleute in Kaniš als Sprache ihrer Korrespondenz einen assyrischen Dialekt benützt hätten, mißverständlich. Die Sprache der Kültepe-texte stellt einfach die älteste bisher bekannte Stufe des Assyrischen dar. — S. 116 wäre wohl deutlich zu betonen gewesen, daß die wenig zahlreichen sicher churritischen Namen der Kültepetexte¹ nicht ausreichen, um die Existenz eines selbständigen churritischen Bevölkerungsteiles im damaligen Kleinasien zu erweisen. Die Träger derartiger Namen sind am ehesten assyrische Kolonisten gewesen². Daß die Churriter schon zu Anfang des zweiten Jahrtausends in Mesopotamien verbreitet gewesen sind, ist durch ihr Auftreten in den Texten des Mari-Archivs gesichert³. Ob zur gleichen Zeit unter den Churritern schon Arier (Mitanni) gewesen sind, ist nicht so sicher, wie D. annimmt; denn diese Bevölkerungsschicht läßt sich an Hand der Dynastie des Mitannireiches höchstens bis in die Mitte des 16. Jahrh. nachweisen⁴. Da die das Hethiterreich begründenden Indogermanen und die arische Herrenschicht in den Churritländern verschiedenen indogermanischen Gruppen angehören, ist es nicht notwendig anzunehmen, daß beide gleichzeitig in den vorderen Orient eingewandert seien. — S. 129. Trotz der Ausführungen von Th. Bauer, Die Ostkanaanäer S. 53f. gibt der Verf. die Namensform des großen altbabylonischen Königs als „Hamourapi“ wieder. Wie berechtigt die Lesung *Ḫammurabi* ist, zeigt der von Dossin, Syria 19 (1938) S. 111 aus Mari veröffentlichte Name *Ḫammi-šagis* „Mein Oheim ist tot“. Beide Namen sind hybrid: der erste Bestandteil ist ostkanaanäisch, der zweite akkadisch. — S. 139. Da mit den „prostituées sacrées“ offenbar die bekannten Klassen altbabylonischer Priesterinnen gemeint sind, ist diese Kennzeichnung unbewiesen und kaum richtig. Nach den §§ 179–184 des KH kann die soziale Herkunft und Stellung dieser Frauen keine niedere gewesen sein⁵. — S. 156f. Hinsichtlich der rassenmäßigen Zusammensetzung der Hyksos übt D. mit Recht Zurückhaltung. An der Hyksosbewegung schiebt er besonders den kanaanäischen Semiten, aber auch den Churritern einen Anteil zu. Auf die durch die Hyksos bewirkte Aufteilung von Syrien und Palästina in Zwergstaaten, wie es Alt AO 34, S. 30ff. herausgearbeitet hat, wird nicht eingegangen. Aus der feudalen Struktur dieser Staaten glaubt neuer-

dings K. Galling ZDPV 62, 1/2, S. 106ff. auf eine führende nichtsemitische Schicht unter den Hyksos schließen zu dürfen. — In der Charakterisierung der Ahhijavā-Leute (sie bilden eine Großmacht, deren Zentrum Mykene in Europa ist, S. 167f.) hat sich der Verf. wohl zu rasch die Ansicht Forrers zu eigen gemacht. — S. 264. Statt *Ḫamaš-mita-lūballi*¹ (Name eines Sohnes Assarhaddons) ist nach ähnlich gebauten Namen mit Tallqvist APN S. 211a *Ḫamaš-mita-balli* bzw. *-uballi* zu lesen. Geschrieben ist der Name: *ḪIŠ.ŠIR-UG₅.GA-TI.LA.* — S. 278. Der Satz, daß Jeremia dem König Josia, bevor es zum unglücklichen Treffen bei Megiddo gekommen sei, den Rat gegeben habe, neutral zu bleiben, dürfte sich aus den Quellen kaum belegen lassen. Die Jahre 622–609 waren, soweit wir wissen, für den Propheten eine Zeit der Ruhe. Keines seiner Worte, vor allem nicht eines von solchem Inhalt, läßt sich sicher dieser Periode zuweisen.

Bittel, Kurt: Die Ruinen von Boğazköy, der Hauptstadt des Hethiterreiches. Kurze Beschreibung. Berlin: W. de Gruyter & Co. 1937. (107 S., 63 Abb., 2 Pläne.) gr. 8° = Veröffentlichungen des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches, Abt. Istanbul. RM 5.80. Bespr. von Fritz Schachermeyr, Heidelberg.

Die Abteilung Istanbul des Deutschen Archäologischen Instituts gibt von den wichtigsten Fundplätzen Kleinasien „kurze Beschreibungen“ heraus, das heißt Monographien, welche sich an weitere Kreise wenden und Reisenden auch als Führer zu dienen vermögen. Es war ein äußerst glücklicher, von M. Schede inaugurierte Gedanke, der in den beiden Bänden von Priene und Boğazköy bereits treffliche Früchte gezeitigt hat. Man wird dieser Serie eine recht erfolgreiche Zukunft wünschen, lockt uns Unbescheidene doch die stille Hoffnung, daß wir einmal z. B. für Milet, für Ephesos und vor allem aber auch für Troia (unter Einschluß der amerikanischen Ausgrabungen) mit ähnlichen Monographien beschenkt werden könnten. Und wären schließlich nicht auch die antiken Denkmäler von Istanbul selbst für eine derartige Darstellung geeignet? Der Appetit kommt eben beim Essen und ein so außerordentlich tatkräftiges wie leistungsfähiges Institut wie es unsere Istanbuler Abteilung nun einmal seit Jahren darstellt, hat es sich schließlich selber zuzuschreiben, wenn wir bereits allzusehr Verwöhnten der schönen Gaben nun nicht genug kriegen können.

Die Monographie über Boğazköy verdanken wir der hierzu allein berufenen Feder Kurt Bittels. Der Verfasser hat es verstanden, in einer auch für den Fernerstehenden leicht faßlichen und höchst anziehenden Form ein anschauliches Bild von der Lage der Stadt,

1) Vgl. die Belege bei Götze, Kulturgesch. S. 69⁴ und jetzt auch bei L. Oppenheim RHA Tome V Fasc. 33 (1938) S. 7ff.

2) So zuletzt Falkenstein OLT 1938 Sp. 743 u. Oppenheim a. a. O. S. 29.

3) Vgl. Falkenstein OLT 1938 Sp. 742.

4) Vgl. H. Schmökel, Die ersten Arier im Alten Orient (Leipzig 1938) S. 20ff.

5) Vgl. Landsberger AfO 10 S. 146ff.

1) So liest auch Streck VAB 7/1 S. CCXLIX.

von ihrer Geschichte, von den Befestigungswerken, den Burgen im Innern der Stadt, den Steinbrüchen, den Tempeln und den bisher aufgedeckten Resten der Wohnstadt zu entwerfen. Daran schließt sich ein Kapitel über die Archive (mit wohlausgewählten Textstellen nach der Übersetzung von Friedrich) und ein vielleicht etwas zu knapp geratener Abschnitt über die gerade durch die Bittelschen Grabungen so sehr geförderten hethitischen Hieroglypheninschriften; dann folgen noch Abschnitte über Yazılıkaya, über die nachhethitische Besiedlung der Stadt und über die Erforschung der Ruinen in früherer Zeit. Die Ausstattung des Büchleins ist ausgezeichnet und besonders die Beigabe von Plänen dankenswert.

Die Arbeit gibt uns Anlaß, die Ergebnisse der neuen deutschen Ausgrabungen zu Boğazköy kurz zu überblicken. Die älteren, vor dem Krieg vorgenommenen Grabungen hatten die Tausende von Tontafeln, die Architektur der Tempel wie Mauern und eine Anzahl von Steinskulpturen gebracht. Eine größere Zahl von Problemen blieb aber offen. Gerade diesen offenen Fragen ist nun Bittel mit zielsicherer Methode zu Leibe gerückt. Mit vollem Recht hat er sich zuerst auf ein einziges Objekt von besonderer Wichtigkeit beschränkt, auf Büyükkale, die Hauptburg der Stadt. Hier wurden nun die Schichten und ihre Lagerung, wurde Befestigung und Palastarchitektur aufs genaueste studiert und endlich klargelegt, was hethitische Keramik, was nachhethitische sei. Das Problem der hethitischen Facies in der kleinasiatischen Stratigraphie, welches die Vorkriegsgrabungen kaum angeschnitten hatten, welches auch durch die nachherigen amerikanischen Grabungen zu Alischar nicht bereinigt worden war, fand nun seine erschöpfende Lösung. Die Schlichtheit der hethitischen Residenz, verbunden mit gewaltigen wehrtechnischen Leistungen auf dem Gebiete des Befestigungswesens erstet nun immer deutlicher vor unsern Augen. In der hethitischen Keramik der Großmachtszeit beginnen sich sogar schon Unterstufen herauszuschälen. Die phrygisch-nachhethitische Facies läßt sich in all ihrem Reichtum an Spiel- und Entwicklungsformen immer klarer greifen. An Kleinfunden dann noch die zahlreichen Tonbullen, welche zu ganz entscheidenden Neuerkenntnissen führten: zur Agnoszierung der hieroglyphischen Schreibung mehrerer hethitischer Großkönige. Damit sind wir nun in der Lage, auch außerhalb von Boğazköy, bis nach Kilikien hin, Denkmäler, deren chronologische Ansetzung bisher um Jahrhunderte geschwankt hatte, exakter zu datieren.

Nachdem Bittel durch diese Konzentration aller Kräfte auf ein Objekt den unerläßlichen sicheren Erkenntnisgrund für alle weiteren Forschungen gelegt hatte, kann er nun auch andere Objekte immer nachdrücklicher einer eindringlichen Untersuchung zuführen, so die Wohnbezirke, von denen man bisher so gut wie nichts gekannt hatte, die Tempel, und die ehrwürdige Kultstätte von Jazılıkaya. So weitet sich der Kreis und rundet sich unser Bild. Schon beginnt sich auch ein vorhethitisches Hattusas abzuzeichnen, beginnt uns hethitisches Privatleben deutlich zu werden. Allenthalben werden die Konturen schärfer, beleben sich die Umrisse durch Innenzeichnung. Eine stolze Aufgabe, Kultur und Geschichte eines so mächtigen und großen indogermanischen Volkes aus dem Nichts eines jahrtausendelangen Vergessens zu erwecken, eine Aufgabe, welche hier mit einer schon nicht mehr überbietbaren wissenschaftlichen Selbstzucht, mit einem vorbildlichen Ethos gelöst wird, eine Aufgabe, die auf viele Jahre immer neue bahnbrechende Ergebnisse mit Sicherheit verspricht. Bittels Buch bedeutet in diesem Forschungsgang einen würdigen Markstein, der sich an die weitere Öffentlichkeit wendet. Möge die Monographie dazu beitragen, die neuen Ausgrabungen zu Boğazköy mit ihrer so übertragenden Bedeutung als ein Ruhmesblatt deutscher Orientforschung in weitesten Kreisen unseres Volkes wie auch jenseits der Grenzen bekannt und geschätzt werden zu lassen.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Dietrich, Pastor Dr. theol. Erich Kurt: **Die Umkehr** (Bekehrung und Buße) **im Alten Testament** und im Judentum bei besonderer Berücksichtigung der neutestamentlichen Zeit. Stuttgart: W. Kohlhammer 1936. (XX, 460 S.) gr. 8°. RM 24 —. Bespr. von H. W. Hertzberg, Hofgeismar.

Die umfangreiche Arbeit des in Lodz im Pfarramt stehenden Verfassers ist aus einer Dissertation entstanden, die 1935 der Tübinger theol. Fakultät vorgelegen hat, und will eine grundlegende Vorarbeit sein für das neutestamentliche Verständnis des Begriffes, der gewöhnlich mit „Buße“ oder „Bekehrung“ wiedergegeben und der hier mit dem „undogmatischen Ausdruck“ „Umkehr“ gekennzeichnet wird; es handelt sich also um das hebräische *schubh*, seine Derivate und Synonyma. Der Begriff ist von Hause aus kein religiöser, doch rückt er alsbald in die religiöse Sphäre. Die erste konkrete Umkehrforderung findet sich in das Erste Gebot eingeschlossen; von den Pro-

pheten ist die Umkehr dann bereits als etwas Feststehendes übernommen. Bei ihnen ist die Umkehr deswegen in so ausgeprägter Weise vorhanden, weil sie vom Wesen Gottes her gesehen wird (vgl. Jesaja). Insbesondere kann das Buch Jeremia geradezu als eine „Fuge über das Thema *schubh*“ bezeichnet werden. Es stehen deutlich nebeneinander das Wissen darum, daß Gott der die Umkehr Anfangende ist, und die Forderung Gottes nach Umkehr, die Bedingung ist für Heil oder Unheil. Auch Hesekiel kennt diese Spannung; bei ihm tritt die Abkehr von der Sünde stärker hervor, bei Deuterjesaja die Zukehr zu Gott. Bei letzterem ist das Theozentrische am klarsten zu sehen, der Synergismus am meisten vermieden. Die prophetische Haltung wird innerhalb des AT natürlich dauernd durch die kultisch-gesetzliche Linie gekreuzt. Das ist nicht anders in den Apokryphen und Pseudepigraphen, bei denen überhaupt eine geradlinige Fortsetzung des alttestamentlichen Umkehrgedankens festgestellt werden kann. Hiermit beschäftigt sich der dritte Teil (der erste, der das AT behandelt, umfaßt etwa die Hälfte des Ganzen). Im zweiten Teil — die Umkehr beim Übergang des hebr. AT zum griechischen — wird deutlich gemacht, wie der Begriff *μετάνοια*, der an sich dem hebr. *niham* entspricht, einen neuen Inhalt bekommt, der nicht von der Profangräzität, sondern vom hebr. *schubh* her bestimmt ist. Dem griechischen Denken näher steht Philo (Teil IV), der zwar in der Radikalität der Umkehrforderung vom AT herkommt, aber die Sache selbst griechisch sieht. Bei Josephus, über den in einem kurzen fünften Teil gesprochen wird, sieht man gut, wie die *μετάνοια* dem hebr. *schubh* gemäß ist. Ausführlich wird dann in dem letzten (VI.) großen Abschnitt über die rabbinische Literatur das betreffende Material gebracht. Das ist sehr dankenswert. Dabei stellt sich heraus, daß die Hauptgedanken des AT über die Umkehr weithin noch vorhanden sind. Auch hier stehen nebeneinander der Satz, daß Gott das Heil — insbesondere das messianische Heil — auch ohne Umkehr schaffen kann, und der andere, daß die Umkehr eine *conditio sine qua non* für das Heil bzw. die Abwendung des Unheils ist. Daneben findet sich, nach dem Wort, daß der Talmud einem Sack gleiche, in den alles hineingestopft ist, vieles, was aus der bekannten rabbinischen Art und Methode herausgeflossen ist. Besonders hingewiesen sei auf das Schlußkapitel, in dem die rabbinischen Stellen im chronologischen Aufbau dargeboten werden.

Das Buch ist mit ungeheurem Fleiß gearbeitet und bietet den in Frage kommenden

Stoff in großer Geschlossenheit dar. Die Fülle des Materials und die vorsichtig abwägende und ehrlich darstellende Haltung, in der die einzelnen Tatsachen und Thesen nebeneinandergesetzt werden, läßt den Leser nicht immer leicht zur Erkenntnis der Hauptlinien kommen. Manchmal hätte man sich das Ganze etwas straffer gewünscht. Doch ist die Arbeit eine wirklich verdienstvolle und füllt eine vorhandene Lücke in glücklicher und verlässlicher Weise aus.

Hölscher, Prof. D. Gustav: *Das Buch Hiob*. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1937. (99 S.) gr. 8° = Handbuch zum Alten Testament, hrsg. v. Otto Eißfeldt. 1. Reihe 17. RM 4.20; geb. 6 —. Bespr. von P. Volz, Tübingen.

Hölscher vertritt die Einheitlichkeit des Hiob-Buches im großen und ganzen. Die Rahmenerzählung hat der Dichter des Gesamtwerkes aus mündlicher Überlieferung übernommen und einer mündlichen Volkserzählung mehr oder minder frei nacherzählt. Die drei Freunde standen nicht in dieser Volkserzählung, sondern sind freie Erfindung des Dichters. Die Jahwe-Rede gehört zu dem einheitlichen Werk, die Intervention Jahwes wird durch 31, 35—37 gefordert und auch in 42, 7f. vorausgesetzt. Spätere Einträge sind nur die Elihu-Kapitel, außerdem das Gedicht über den Wohnort der Weisheit Kap. 28 und die Verse 39, 13—18, 40, 15—41, 26. Außerdem ist der dritte Redegang durch tendenziöse Kürzung und Umstellung verunstaltet, auch das Gefüge der Schlußkapitel 38—42 ist verändert worden.

Das Buch wurde zwischen 400 und 200 v. Chr. abgefaßt, von einem weitgereisten, mit der ganzen Bildung seiner Zeit vertrauten Palästinenser; für die palästinische Heimat spricht auch das ausgezeichnete Hebräisch des Buches. Nach Inhalt und Stil gehört das Buch zur Lehrdichtung, und zwar in ihrer entwickelten Form; denn neben den rein lehrhaften Elementen finden sich Stücke anderer Gattungen, wie des Klagelied- oder des Hymnenstils. Voraussetzung dieser Lehrdichtung ist der herrschende Glaube, daß Unglück verdiente Strafe für Sünde sei. Der Dichter protestiert leidenschaftlich gegen diese Lehre, ohne aber selbst eine rationale Erklärung zu finden. Seine Auskunft ist in der Jahwe-Rede gegeben. Die Frage nach der Gerechtigkeit der Weltordnung wird dem Dichter hier zur Frage nach der Macht und Vernunft Gottes. Der zentrale Begriff der Gottesrede ist der der göttlichen Vernunft (nicht des Weltplans oder der Vorsehung). Die Dichtung klingt aus in die Ermahnung zur Selbstbescheidung vor Gottes überlegener

Macht und Weisheit, wie sie sich in den Wundern der Natur offenbart. Es gewährt dem Dichter Trost und Vertrauen, daß wie in den Wundern der Natur, so auch im Menschenleben die göttliche Weisheit regiert, selbst da, wo menschliches Auge sie nicht entdecken und begreifen kann. Diese Selbstbescheidung vor der göttlichen Vernunft ist nicht Resignation oder gar Pessimismus; vielmehr ist die intellektuelle Selbstbescheidung gerade ein Motiv des religiösen Vertrauens und damit ein Appell an alle, ähnlich wie Hiob, Leidenden, sich unter die höhere Weisheit zu beugen. Da Hiob sich beugt, gibt Gott ihm recht gegen die Freunde; der Dichter spricht damit aus, daß ihm die leidenschaftliche Wahrhaftigkeit Hiobs lieber ist als die selbstzufriedene Lehre der Freunde.

Im Sinn der traditionellen Orthodoxie wurde das Buch späterhin ergänzt, bearbeitet und korrigiert, so daß es in seiner jetzigen Gestalt auf einen Triumph der orthodoxen Lehre hinausläuft. Diesem Zweck dient der Einschub der Elihu-Reden und die Umordnung der Kap. 25—27, durch welche ursprüngliche Worte Bildads und Sophars jetzt in Hiobs Mund erscheinen.

In meisterlicher Kürze gibt Verf. textkritische Bemerkungen, eine treffliche, auf gründlicher Worterklärung beruhende Exegese, weit-angespannte, das altorientalische wie das griechisch-klassische Material und das animistische Gebiet umfassende religionsgeschichtliche Vergleichung und zusammenhängende Inhaltsbesprechung und -erklärung. Die religionsgeschichtliche Umschau führt zu dem Ergebnis, daß sich die Hiobdichtung von den fremden Parallelen durch eine außerordentliche Kraft und Schönheit und durch die positive Lösung des Problems unterscheidet und auszeichnet. Die Frage des Metrums und der Strophik wird in der Einleitung kurz berührt; Hölscher nimmt an, daß die Dichtung in Verspaaren mit alternierenden Vierhebern und in vierzeiligen Strophen verläuft. Wünschenswert wäre in der Einleitung noch ein kurzer Überblick über den Gang des Dramas, besonders der drei Akte des Wechselgesprächs. Wenn Kap. 28 als spätere Zutat angesehen wird (was sicherlich richtig ist), so sollte es nicht für die Frage nach der Herkunft des Hauptdichters beigezogen werden.

Die Vertreter der literarischen Selbständigkeit des Volksbuchs und der Jahwe-Rede haben nach Hölschers Meinung die Unterschiede zwischen diesen Stücken und Hiobs Klage (3—31) übertrieben. Umgekehrt werden wir sagen, daß bei der Annahme der Einheitlichkeit die vorhandenen Unterschiede allzusehr nivelliert werden. Schwerlich hätte der Hauptdichter,

wenn er den Stoff der Rahmendichtung nur mündlich vor sich gehabt und frei über ihn verfügt hätte, den kindlich naiven, übersprudelnd heiteren Schluß, so wie er mündlich überliefert war, festgehalten. Der Reichtum der verschiedenen Lösungen zum Problem des Leidens kommt stärker zur Geltung, wenn die verschiedenen Stücke selbständig betrachtet werden; sogar der Beitrag der Elihu-Reden kann dabei positivere Schätzung erhalten. Vor allem aber bleibt zwischen dem Dichter der Klage Kp. 3—31 und dem der Jahwe-Rede ein doch sehr großer Unterschied in der religiösen Grundhaltung, dort die ungemein starke, innige, ringende Gottesgemeinschaft, das Verhältnis der Seele zu dem lebendigen, ganz menschlich gedachten Gott, hier das Verhältnis mehr sachlich gedacht und als Untertanenstellung empfunden, dort der Gott der lebendigsten Psalmen, hier der Gott der Weisheitsschule. Hölscher arbeitet den Unterschied selbst sehr eindrucklich heraus, indem er sagt, daß der zentrale Begriff der Gottesrede der der göttlichen Vernunft sei. Übrigens gibt Hölscher selbst dem Zwiespalt zwischen der Klage und der Jahwe-Rede unwillkürlich Ausdruck, wenn er einerseits von dem Hiob spricht, der sich nach der Jahwe-Rede vor Gott beugt, und dann doch davon redet, daß der Dichter in seinem Schlußurteil die leidenschaftliche Wahrhaftigkeit Hiobs schätze; das paßt zum Hiob der „Klage“, aber nicht zum Hiob der Jahwe-Rede.

Die Auffassung des Ganzen als „Lehrdichtung“ hängt mit der Annahme der literarischen Einheitlichkeit zusammen. Aber sie ist vor allem durch die auch von Hölscher angenommenen Einträge entstanden. Das Gewicht der „Klage“ Kp. 3—31 und die Größe dieser Kapitel wird verkürzt, wenn man auch dieses Stück unter die Bezeichnung „Lehrdichtung“ bringt.

Arvedson, Tomas: *Das Mysterium Christi*. Eine Studie zu Mt. 11, 25—30. Uppsala: A.-B. Lundequistska Bokhandeln; Leipzig: Alfred Lorentz 1937. (XVI, 254 S.) gr. 8° = Arbeiten u. Mitteilungen aus dem Neutestamentlichen Seminar zu Uppsala, hrsg. v. A. Fridrichsen, VII. Bespr. von E. Lohmeyer, Greifswald.

In dieser großen, vieles verknüpfenden und verarbeitenden Untersuchung handelt es sich um die Interpretation von nur wenigen Worten Jesu; indes sind sie seit langem umrätselt und stehen nach wie vor im Mittelpunkt der in den synoptischen Evangelien gegebenen Probleme. So hat es sein gutes Recht und bedeutet es ein schönes Verdienst, daß hier aus vielen Jahrhunderten gesammelt, aus vielen Belegen erschlossen und auch aus manchen Hypothesen

konstruiert wird, was dem Zwecke dieser Interpretation dienen mag.

Der erste große Abschnitt, ausgehend von den bekannten Aufstellungen Ed. Nordens (*Agnostos Theos* S. 277ff.), untersucht Form und Stil des kleinen Hymnus. Seine ersten Strophen (Mt. 11, 25—27) ordnen ihn dem Typus der Dankopferliturgie zu, deren Art aus alten babylonischen Zeiten bis in die frühchristlichen und gnostischen Jahrhunderte reicht. Es handelt sich dabei in den mannigfachen Abwandlungen um einen Dank, den ein göttlicher Erlöser oder ein nach seinem Bilde erlöster Mensch als Opfer dafür darbringt, daß er aus Not und Tod zu Heil und Leben befreit wurde; und hinter solchem Dankhymnus steht dann oftmals eine gottesdienstliche Feier, ein synkretistisches Mysterium, in dem diese Befreiung und Wiederbelebung soviel bedeutet, wie auf einen göttlichen Herrscherthron gesetzt werden. Vielleicht war das ein Nachklang jener ehrerbietigen Huldigungen, die orientalisch Könige im Tempel ihrem göttlichen Vater darzubringen pflegten. Die letzten Strophen des matthäischen Hymnus gehören einem anderen Typus religiöser Rede an, dem der soteriologischen Missionspredigt; er wird durch eine Selbstempfehlung und Einladung charakterisiert, Redeweisen, die selbst vielleicht die späten und blässeren Nachfahren einer ursprünglichen Theophanie sind. Ist jener erste Typus der Dankliturgie im hellenistischen Synkretismus beheimatet, so dieser zweite fester und echter in der jüdischen Weisheitslehre. Sein Ursprung ist wiederum im Kultus zu suchen, und wenn in ihm auch das Moment der Erkenntnis und Offenbarung stärker hervortritt, so bleibt doch auch er Einladung zu einem Mysterium. So verschmelzen also in dem Jubelgebet Jesu, wie es früher und nach Form und Inhalt nah verwandt schon in Jesus Sirach 51 geschah, „Elemente aus den verschiedensten Geisteswelten“. Was sie verbindet, ist das hinter ihnen liegende Mysterium einer Inthronisation Christi; es prägt die Sätze zu der Liturgie einer christlichen Mysterienfeier. Es ist nicht notwendig damit verknüpft, daß ihre einzelnen Bestandteile erst durch die älteste Gemeinde geschaffen seien, wohl aber, daß ihre Einheit und ihr Zusammenhang erst von ihr gestiftet ist. Ein Zeichen dessen ist, daß in der zweiten Strophe des Gebetes „die beiden Themata, die offenbarende Wirksamkeit des Sohnes und das Geheimnis seiner Person, unerträglich auseinanderklaffen“.

Der zwiefachen Einheit der Form nach Ursprung und Ziel entspricht die inhaltliche Dop-

pelheit, die sich dennoch zu der Ganzheit des einen christlichen Mysteriums zusammenfügt. Das Moment der kultischen Feier liegt in Gedanke und Tatsache der Inthronisation Christi, das der paränetischen Offenbarung in dem Begriffen des Joches Christi; beidem geht der zweite große Abschnitt der Arbeit nach. Mit dem Gedanken der Königswürde Christi scheinen dem Verf. verknüpft einmal die Berichte von der Taufe Jesu, mit denen die von seiner Verklärung samt dem zugehörigen Petrusbekenntnis nahe verwandt sind, dann die Erzählungen von Leiden, Tod und Erhöhung; hier stellt die Folge der Ereignisse, in der Fassung des vierten Evangeliums auch die Folge der Worte Jesu, ein „gewaltiges Königsdrama“ dar, das als „die Kultlegende eines solchen Mysteriums zu verstehen ist“. Und dieses Mysterium ist in frühchristlicher Zeit in der Tat begangen worden, wie Nachrichten aus den Johannesakten, Bemerkungen bei Clemens Alexandrinus, Stücke aus den späteren Abendmahlsliturgien zu zeigen scheinen; vielleicht deuten auch einige Abendmahlstexte des Neuen Testaments das gleiche an. Noch kühner sind die Folgerungen, die sich an den Gedanken vom Joch Christi und von der Ruhe anschließen. In der Anschauung von der Weisheit, in der sie ihre ursprüngliche Heimat haben, prägen beide den Gedanken der nächsten Zugehörigkeit und engsten Gemeinschaft aus, der eine unter dem Bilde des Dienenden, der andere unter dem des Liebenden. Jesus hat sich auch sonst mit der Weisheit gleichgesetzt; so macht also sein Joch den, der zu ihm kommt, zu seinem Knecht und seiner Braut, und schenkt ihm damit die Ruhe, d. h. die Rettung aus der Gewalt des Teufels und das Heil eines ewigen Lebens. So feiert der Hymnus Jesus als den Gottessohn und die leibgewordene Weisheit, und verknüpft so in mysteriöser Feier und Anschauung johanneische und synoptische Elemente.

Man kann der glänzend durchgeführten Untersuchung die Bewunderung kaum versagen, denn sie knüpft geistvoll und scharfsinnig eine Fülle von Beziehungen zwischen den verschiedensten Zeiten und den entlegensten Gebieten. Weit schwerer ist es, auch den Ergebnissen zuzustimmen, so vorsichtig sie auch bisweilen formuliert sind. Um es knapp und thetisch zu sagen, so scheint mir der Beweis nicht gelungen, daß es ein Mysterium, wie es einer Dankopferliturgie entspräche, noch daß es ein Mysterium Christi gegeben habe; mit den vielen dankenswerten Hinweisen scheint mir nur die geistige und religiöse Atmosphäre, nicht aber eine bestimmte religiöse Form bezeichnet zu sein.

Ebenso ist auch das Mysterium Christi nicht eine besondere kultische Feier, sondern das Ganze der evangelischen wie apostolischen Verkündigung, das Ganze des urchristlichen Lebens und Glaubens. Es ist charakteristisch, daß der Verf. den eschatologischen Gesichtspunkt, unter dem doch alles urchristliche Denken und auch Feiern steht, verhältnismäßig zurücktreten läßt. Und doch wäre aus ihm zu begreifen, was dem Verf. eine kultische Besonderheit heißt, wäre auch die Verbindung mit der jüdischen Weisheitslehre zu verstehen, auf die er mit Recht Wert legt; denn beides ist in dem Begriff des Menschensohnes, wie er die synoptische und johanneische Verkündigung Jesu auszeichnet, in deutlicher Einheit verbunden: Er ist als der „Herr“ der Endzeit auch der Lehrer der Weisheit, als dieser Rabbi auch König, dessen Inthronisation Jünger, Völker und Welt vollendet. So würde wohl auch die oben berührte Divergenz der Themen in den Worten der zweiten Strophe verschwinden. Darum möchte ich auch, gerade wegen der vielfältigen Verknüpfungen, die der Verf. so dankenswert aufzeigt, dieses Gebet für einen ursprünglichen und einheitlichen Dankeshymnus aus dem Munde Jesu halten.

Semitistik, Islamistik.

Lamm, Carl Johan: *Cotton in Mediaeval Textiles of the Near East*. Paris: Paul Geuthner 1937. (XXIII, 265 S., 71 Abb., 24 Taf.) 4°. Bespr. von Ernst Kühnel, Berlin.

Die vorliegende, umfangreiche Veröffentlichung gibt eine Beschreibung der verschiedenen Textilerzeugnisse aus dem islamischen Orient, bei denen Baumwolle zur Verwendung gekommen ist, auch derjenigen, bei denen dieses Material neben Wolle, Leinen oder Baumwolle nur eine geringe Rolle spielt. Die Anordnung des Stoffes in annähernd fünfzig Untergruppen ist trotz der Aufteilung unter fünfzehn Sondergebiete nicht ganz übersichtlich, vor allem wegen der zu ausführlichen Kapitelüberschriften, während man bei den lediglich auf den Text verweisenden Tafeln die nötigsten Angaben vermißt. Wer von dem Buche eine geschlossene, flüssige Darstellung des Baumwollproblems erwartet, wird es vermutlich enttäuscht aus der Hand legen, aber der fachlich stärker interessierte Leser wird die Fülle der hier zusammengetragenen Beobachtungen und Erkenntnisse um so dankbarer begrüßen, als es sich vielfach um erstmalige Feststellungen

und Berichtigungen alter Irrtümer handelt und da ihm für vergleichende Studien ein außerordentlich reiches, bisher unveröffentlichtes Material zugänglich gemacht wird. Die herangezogenen, katalogartig beschriebenen Beispiele entstammen in erster Linie den Beständen des Arabischen Museums in Kairo, der Privatsammlung des Verfassers und den von ihm für die Museen in Stockholm, Gothenburg und Lund erworbenen Stücken; daneben sind aber auch viele andere, öffentliche und private Sammlungen berücksichtigt worden. Ergänzende Zeichnungen erläutern eine Anzahl wichtiger, nur fragmentarisch erhaltener Muster; die Lesungen von Inschriften sind leider nicht in arabischer Druckschrift, sondern in einer dem Eingeweihten zwar verständlichen, aber etwas unzulänglichen Transkription gegeben.

Unter den Polymita-Geweben werden auch die reinen Wollerzeugnisse eingehend behandelt, die erst in den letzten Jahren in größerer Zahl in Fostat zum Vorschein kamen. Die Baumwolle tritt bei dieser Gruppe zwar zurück, aber ihr Vorkommen und die ausgesprochen sasandische Musterung veranlassen den Verfasser, sich für die Herkunft aus iranischen Werkstätten einzusetzen. Ebenso nimmt er bei den Wirkereien gleicher Stilrichtung an, daß sie meist in Fars und Khuzistan, z. T. auch im Irak hergestellt wurden, läßt aber die Möglichkeit zu, daß auch in Ägypten ansässige iranische Handwerker in Frage kommen.

Sehr verdienstlich ist die Zusammenstellung der aus Baumwolle an dünner Seidenkette gewebten und appretierten Stoffe mit eingestickter Inschrift, die sich meist als Tirazfabrikate von Merw und Nishapur zu erkennen geben und sicherlich zutreffend mit der von arabischen Autoren erwähnten „Mulham“-Gattung identifiziert werden. Sie ist auch unter den anschließend behandelten, z. T. sehr ähnlichen Erzeugnissen von Bagdad und anderen irakischen Zentren vertreten. Bezüglich der abbasidischen Knüpft Teppiche, die neben dem maßgebenden Wollmaterial häufig ungefärbte Baumwolle als Kette und in einigen weißen Partien enthalten und die Lamm an anderer Stelle ausführlicher behandelt hat, läßt er die Frage offen, ob sie in Ägypten, im Irak oder in Westpersien gearbeitet wurden.

Ein weiterer Abschnitt ist den erst seit kurzem klar erkannten, geflammten Baumwollstoffen aus dem Yemen gewidmet, und auch der gelegentlich vorkommenden Strickware wird kurz gedacht. Es folgen einige kleinere Gruppen, u. a. aḡyubidische und mamlukische Sticktechniken, und schließlich als letzte die der Zeugdrucke, die der Verf. ebenso wie

R. Pfister im wesentlichen auf Indien zurückführt¹.

Den zweiten Teil des Werkes bilden 66 Seiten Autorenexzerpte, die nicht nur die Erwähnungen von Baumwollfabrikaten, sondern auch eine ganze Anzahl wichtiger Angaben über andere Textilien erfassen und als zuverlässige Dokumentensammlung bald jedem Fachmann unentbehrlich sein werden. Sie vermögen den Wert dieser materialreichen, gewiß nicht abschließenden, aber in jeder Hinsicht anregenden und vielfach bahnbrechenden Veröffentlichung nur noch zu erhöhen.

Grant, Christina Phelps, M. A., Ph. D.: *The Syrian Desert. Caravans, Travel and Exploration*. New York: The Macmillan Company 1938. (XV, 410 S., 16 Taf., 4 Ktrn.) gr. 8°. \$ 5 —. Bespr. von R. Hartmann, Berlin.

Das Buch ist eine sehr eingehende verkehrsgeographische Arbeit. Es untersucht die syrische Steppe auf ihren Charakter als Verkehrsstrecke, und zwar in erster Linie als Glied auf dem Wege nach Indien und Iran, wobei es weit ausholend die Geschichte vom Altertum an bezieht. Damit ist schon gesagt, daß der Gegenstand nicht überhaupt der Überlandweg nach Indien ist; so wird auch die Route, die die Steppe nördlich (über Mosul) umgeht, nur nebenbei mit behandelt. Ferner muß man sich im Bewußtsein halten, daß es keine orientalistisch-historische Arbeit darstellt. Man würde der Verfasserin Unrecht tun, wollte man selbständige Erforschung der historischen orientalischen Quellen erwarten. Sie hat sich redlich geplagt mit den Schwierigkeiten, die ihr daraus erwachsen, daß der Gegenstand nun eben in den Bereich der arabischen Sprache fällt. Deß ist Appendix I. „Arabic Transliteration“ (S. 297ff.) Zeuge. Den Arabisten wird dieser Exkurs ebenso seltsam anmuten wie gelegentliche sonstige sprachliche Erläuterungen (z. B. S. 236 unten über *berīd* oder S. 243 Anm. 1 über *tatar*). Er wird solche Proben gerne als Beweis dafür werten, daß der Verfasserin auch diese Dinge am Herzen lagen, wenn sie ihnen auch etwas hilflos gegenüberstand, ja er wird vielleicht finden, daß die Verfasserin diese kleinen Probleme eher zu tragisch nahm, und er wird an der Umschreibung keinen Anstoß nehmen, selbst wenn z. B. die Stadt 'Āna konsequent zu Anna umgetauft wird.

Der Orientalist wird keine neuen Erkenntnisse zur mittelalterlichen Verkehrsgeographie

1) R. Pfister, *Les toiles imprimées de Fostat et l'Hindoustan* (Paris 1938). Die Frage der Priorität der Zuschreibung hat zwischen beiden Autoren leider eine unerfreuliche Polemik gezeitigt.

erwarten. Aber auch ihn wird das Buch, das ja nicht für Orientalisten bestimmt ist, weitgehend fesseln können. Neben den geographischen Voraussetzungen sind die Verhältnisse des Karawanen- und Kurier-Verkehrs durch die Steppe unter Verwertung eines sehr reichen Materiales ganz ausführlich dargestellt. Besonders kommen die Erfahrungen der East India Company seit dem 17. Jahrhundert hier zu ihrem Recht, deren Berichte ein recht anschauliches Bild geben. Die Schilderung der Reisevorbereitungen und der Reise selbst geht bis ins einzelne. Z. B. wird eingehend über die Kosten der Reise berichtet, für deren Verständnis eine Tabelle der erwähnten Münzen und ihres Wertes beigelegt ist (S. 316f.); so erfreulich auch diese Mühewaltung ist, gelegentlich drängt sich doch ein Zweifel auf, ob die Umrechnung so einfach sein kann: ich kann mir z. B. schwer vorstellen, daß ein Huhn (im 18. Jahrhundert?) $2\frac{1}{2}$ Schilling gekostet haben sollte (S. 191).

Ebenso wie die Ausschöpfung der Berichte älterer Reisender verdient alle Beachtung, was Verfasserin aus dem Munde von zahlreichen an der Überwindung der Steppe selbst beteiligten Personen erfahren hat. Dazu rechne ich die Mitteilungen von Hajji Selim Sawwaf über die Organisation des Haġġ wie zahlreiche Angaben in dem letzten Kapitel „The Era of mechanical transport“, das als Darstellung der jüngsten Entwicklung vielleicht den wertvollsten Teil des Buches ausmacht.

Über die Anordnung des Stoffes wird man um so weniger mit der Verfasserin rechten wollen, als es sich um einen erstmaligen Versuch handelt, den Gegenstand in der angedeuteten Abgrenzung zu behandeln: es ist natürlich leichter, daran Kritik zu üben als einen Vorschlag zu machen, der jeder Kritik standhalten würde. Für den Eifer und die Gewissenhaftigkeit der Verfasserin spricht die umfassende Bibliographie (S. 318—336) und die „Notes on Sources“ (S. 337—396), die zu den einzelnen Seiten unter sachlichen Stichwörtern reiche Belege geben. Es ist des Guten hier bisweilen etwas viel getan, wenn z. B. S. 384 mein kurzer Artikel „Barīd“ in der Enzyklopädie des Islam viermal erwähnt ist. Aber im ganzen wird man für die ausführlichen bibliographischen Angaben nur dankbar sein, ebenso wie für den Index und die Bilder- und Kartenbeigaben.

Die gemachten Einschränkungen sind an dieser Stelle nötig, da die Leser dieser Zeitschrift nach dem Titel leicht auf eine mehr orientalistische Arbeit schließen könnten. Das will das Buch nicht sein und darf auch nicht als solche beurteilt werden. Aber das Ziel, das sich

die Verfasserin gesteckt hat, hat sie erreicht. Das Buch wird vielen willkommen sein — willkommener, als eine orientalistische Arbeit über das Thema wäre. Aber auch der Orientalist wird für das Gebotene — gerade für das, was ihm ferner liegt — dankbar sein und manche Anregung daraus schöpfen können.

Woodsmall, Ruth Frances: *Der Aufstieg der mohammedanischen Frau*. Erlenbach-Zürich: Rotapfel-Verlag [o. J.]. (528 S., 11 Taf.) 8°. RM 6.50; geb. RM 8.50. Bespr. von R. Paret, Heidelberg.

„Moslem Women enter a New World“, so lautet der ursprüngliche Titel des Buches¹, dessen deutsche Übertragung hier angezeigt werden soll. Die mohammedanischen Frauen ziehen in der Tat in eine neue Welt ein. Und dieser Einzug in eine neue Welt ist trotz allen Schwierigkeiten der Übergangszeit zugleich ein Aufstieg, — ein Aufstieg auf einen höheren, menschenwürdigeren Lebensstand. Der Titel, den man für die deutsche Übersetzung neu gewählt hat, bringt das von vornherein zum Ausdruck.

Die Verfasserin, Ruth Frances Woodsmall, war für die Aufgabe, die sie sich stellte, bestens vorbereitet. Neun Jahre lang stand sie in der Türkei und in Syrien im Dienste der Young Women Christian Association. Im Anschluß daran machte sie, mit einem Stipendium der Rockefeller-Stiftung ausgestattet, ausgedehnte Reisen durch die Türkei, Syrien-Palästina, Ägypten, Transjordanien, Irak, Iran und Britisch-Indien. „This book represents then the composite of some years of active service followed by a no less active period of a free-lance pursuit. The quest to understand the changing East has led me to seek knowledge in many places—in cities, towns and villages, in schools and hospitals, in homes of many types, secluded harems and modern apartments. I have tried to view the East through many eyes—those of foreign observers, diplomats of my own and other countries, officials, missionaries, nationalist leaders in many spheres, conservative sheikhs, defenders of the Faith, and modern youth impelled by other loyalties than religion, Moslems and non-Moslems, peasant women untouched by modern progress, women leaders in civil and national life, and women whose life is bounded by the four walls of the harem“ (S. 11f. der englischen Ausgabe; in der deutschen Übersetzung gekürzt).

Das Gesamtthema ist auf ein paar größere Abschnitte verteilt. Ein erster Teil (S. 35—

154) gilt den „Grenzlinsen des sozialen Wandels“ (Kampf gegen den Verschleierungs- und Absperrungszwang; Heraufsetzung des Heiratsalters; Wandlungen im Familienleben und im Eherecht). Teil II (S. 155—287) behandelt die Entwicklung auf dem Gebiet des Bildungswesens, Teil III (S. 289—333) die wirtschaftliche Seite des Problems, Teil IV (S. 335—432) die Entwicklung im Gesundheitswesen, Teil V (S. 433—55) die Erweiterung des Interessenskreises mohammedanischer Frauen, und Teil VI (S. 457—500) die Wechselwirkungen zwischen der Frauenbewegung und dem Islam als sozialem System. Innerhalb der einzelnen Teile und Kapitel werden die verschiedenen islamischen Länder unter dem gerade zur Diskussion stehenden Thema der Reihe nach durchgesprochen, und zwar Britisch-Indien, Iran, Irak, Syrien, Palästina, Transjordanien, Ägypten und die Türkei. Nicht berücksichtigt sind: Nordafrika westlich von Ägypten; Inner- und Südarabien; Afghanistan; die mohammedanischen Teile von Rußland; Niederländisch-Indien.

Die Darstellung ist reich durchsetzt mit einschlägigen Gesprächen und Situationsbildern. Sie wird aber nirgends zur bloßen Materialsammlung. Hinter allem spürt man die ordnende Hand und das verständnisvoll wertende Urteil der Verfasserin. Miß Woodsmall versteht es, Einzelerscheinungen an der richtigen Stelle in das Gesamtbild einzuordnen. Das Unwesentliche tritt zurück, die wesentlichen Züge werden hervorgehoben. Statistische Angaben spielen nur eine untergeordnete Rolle. „The East has not as yet registered its life in statistical form. Moreover, statistics to-day are half-truths to-morrow. The subtle nuances of change are of real significance. To see one woman from a high-class family of Mecca to-day unveiled would be a more surprising symptom of change than the thousands now unveiled in Istanbul“ (S. 14. In der Übersetzung ausgelassen). Das echt wissenschaftliche Ethos, aus dem heraus das Buch geschrieben ist, wird jedem Leser Eindruck machen.

Bei der Übersetzung wären ein paar Ungenauigkeiten und sprachliche Härten zu beanstanden, z. B. S. 62: „Ich wundere mich, ob es je anders wird“ (I wonder whether it will ever change). Störend wirkt die Umschrift Scheik (engl. Sheikh) statt Scheich. Warum bei der Übersetzung des Vorworts (S. 9—12) so stark gekürzt worden ist, kann ich nicht recht verstehen.

Zu der im Anhang mitgeteilten „Auslegung der Hauptlehren des Korans in betreff der Frauen, dargestellt von einem mohammedanischen Scheik“ (S. 513—6, engl. Ausg. S. 417—9) wäre sachlich einiges zu bemerken, sowohl was die Auswahl der behandelten Koranverse betrifft, als auch hinsichtlich der (englischen) Übersetzung. Jedenfalls wird sich

1) London: George Allen & Unwin Ltd. 1936 (432 S., 30 Tafeln, 1 Karte) 8°.

der Leser darüber klar sein müssen, daß es sich hier nicht um eine rein wissenschaftliche, unparteiische Berichterstattung handelt. Weiteres Material dieser Art findet sich in meiner Schrift „Zur Frauenfrage in der arabisch-islamischen Welt“ (Stuttgart-Berlin 1934).

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Birge, John Kingsley: The Bektashi Order of Dervishes. London: Luzac & Co. 1937. (291 S., 32 Abb.) gr. 8° = Luzac's Oriental Religious Series Vol. VII. 17 s. 6 d. Bespr. von Fr. Taeschner, Münster (Westf.).

Nachdem die eigentümliche religionsgeschichtliche Erscheinung des Bektaschismus in der Vorkriegszeit europäische Gelehrte wie Georg Jacob und F. W. Hasluck zu Spezialforschungen angeregt hat, die grundlegend für die Bektaschiforschung zu nennen sind, ist danach, von wenigen Publikationen (von Tschudi u. a.) und gelegentlichen verstreuten Arbeiten abgesehen, diese Forschung im Abendland ins Stocken geraten. Dagegen liegen erfreulicherweise eine Reihe von Publikationen vor, die in der Nachkriegszeit von türkischer Seite (Mehmed Fuad Köprülü und sein Kreis) vorgelegt worden sind, und die mancherlei neues Material zutage gefördert haben. Leider liegen die meisten dieser türkischen Arbeiten in türkischen wissenschaftlichen und halbwissenschaftlichen Zeitschriften vergraben, die manchmal in Europa schwer zu beschaffen sind. Es ist unter diesen Umständen sehr verdienstlich, daß ein in der Türkei ansässiger Amerikaner, J. K. Birge, sich daran gemacht hat, aus diesem Material ein geschlossenes Bild des Bektaschismus zu zeichnen, soweit dies heute schon möglich ist, und dieses Bild uns in dem hier zu besprechenden Buche vorzulegen.

Dieses Buch, das die Frucht langjährigen Bemühens um den Gegenstand ist, fußt teils auf schriftlichen Quellen, auf der Ausschöpfung der eben genannten europäischen und türkischen Publikationen — sehr verdienstlich ist da u. a. die Auswertung der in Sadettin Nüzhet's „Bektaşî Şairleri“ (Istanbul 1930) gesammelten Proben bektaschitischer Poesie —, wozu noch umfangreiche handschriftliche Studien nach bektaschitischer Originalliteratur kommen. Zum anderen Teile fußt es auf persönlichen Informationen, die der Verf. bei Bektaschis in der Türkei und in Albanien sich zu verschaffen gewußt hat. Der Verf. hat also mehr getan als nur über das von der Wissenschaft zutage geförderte Material zu referieren; er hat es durch eigene Forschung zu ergänzen gesucht und so eine die vielen Einzelzüge zu einem Ganzen vereinigende Darstellung erreicht, die wohl geeignet ist, ein einigermaßen geschlossenes

Bild des Bektaschismus zu vermitteln. Der Mangel des Buches ist, daß der Verf. bei seiner Darstellung sich rein referierend verhalten mußte, ohne an die historische Problematik, die die Erscheinung des Bektaschismus in sich birgt, heranzukommen, ja ohne sich deren überhaupt bewußt zu werden — dazu reichte offenbar die Vorbildung des Verf., schon seine anscheinend nicht sehr weit reichenden Sprachkenntnisse (mit dem Arabischen und Persischen scheint es nicht sehr weit her zu sein) nicht aus. Doch seien wir dankbar, daß der Verf. sich diese Bescheidung auferlegt hat; so hat er uns ein Buch geschenkt, daß als brauchbarer Führer durch die Erscheinungsformen des Bektaschismus gelten kann und geeignet ist, als eine Art Handbuch des Bektaschismus der künftigen Forschung als Basis zu dienen.

Aus dem Inhalt des Buches, der in seiner Zusammenstellung eine gewisse Ratlosigkeit des Verf. zeigt, den gewaltigen und vielgestaltigen Stoff sinnvoll und übersichtlich zu disponieren, hebe ich als die wichtigsten Kapitel heraus Kap. III (Doctrines and Beliefs) und IV (Rites and Practices); sie registrieren in übersichtlicher Weise das, was der Verf. an Glaubensvorstellungen und an Brauchtum bei den Bektaschis in Erfahrung gebracht hat, und werden auch weiterhin ihren Wert behalten, wenngleich es nicht schwer halten wird, die Ausführungen zu ergänzen und zu vertiefen. Die religionsgeschichtlichen Kap. II (The History of the Order) und VI (Relation to other faiths) bieten — im wesentlichen richtig — das, was darüber bereits bekannt ist; auf manche Vergleichsversuche, vor allem im Abschnitt über die Berührungspunkte mit dem Christentum, hätte man gern verzichtet. Einen gewissen bleibenden Wert hat auch das Kap. V, das einen kurzen bektaschitischen Katechismus, und Anhang I, der die beim Neujahrsfest (*Nevruz*) verwendeten Texte bietet, beides in Übersetzungen.

So verdienstvoll es schon ist, uns solche Texte in Übersetzungen zugänglich zu machen, so darf doch darauf hingewiesen werden, daß solche Übersetzungen bei der Weiterarbeit nur mit Vorsicht zu benutzen sind. Dafür ein Beispiel: an zwei Stellen (S. 139 und 188) kommt in solchen Texten der bekannte Hadîth *لا فقه الا على لا سيف الا ذو الفقار*; übersetzt ist er an beiden Stellen: „There is no one like Ali . . .“, das inhaltgeladene Wort *Fatâ*, das hier das entscheidende Wort ist, ist also nicht zum Ausdruck gekommen.

Bei der großen Bedeutung, die dem Bektaschismus für viele andere Erscheinungen der türkischen Kulturgeschichte zukommt — ich nenne Achitum und Futuvvet, Zünfte, Jani-

tscharen —, ist das Erscheinen eines derartigen Handbuches über den Bektaschiorden sehr zu begrüßen, und es steht zu hoffen, daß das Buch bei Forschungen über derartige Gebiete sich als eine gute Hilfe erweisen wird, wie andererseits auch die Bektaschiforschung und damit auch das Buch von dieser Seite her mancherlei ergänzende Erläuterung erfahren kann.

Dafür will ich beispielshalber auf die Deutung hinweisen, die die Bektaschis den drei Knoten des Strickes (*Tigbend*; dieser ist abgebildet auf Abb. 10, Nr. 5, bei S. 234) geben, der bei der Initiation dem Novizen umgebunden wird. Nach einer Handschrift im Besitze des Verf., die er *Erk'ännäme* Nr. 4 nennt (Alter, Herkunft usw.?), bedeutet diese dreifache Knotung die Bindung der Hand (*el*), der Zunge (*dil*) und der Lende (*bel*) und soll den Novizen ermahnen, sich von den diesen Gliedern zugeordneten unerlaubten Handlungen, Diebstahl, Lüge und Verleumdung, und geschlechtlicher Ausschweifung fernzuhalten (S. 234f. und 192, Anm. 3). Dies geht auf eine alte Regel zurück, die bei den Achis im 13. und 14. Jh. beliebt war und bei allen Achischriftstellern (Nāşiri, Gülşehri, Yahyā b. Ḥalil) vorkommt; ich habe auf sie in meiner Abhandlung „Das Futuvvetkap. in Gülşehris altosmanischer Bearbeitung von 'Attār's Mantıq ut-tayr“, Berlin 1932, S. 12f., hingewiesen. Nach diesen Schriftstellern müssen beim Achi Auge, Zunge und Hosenband gebunden sein. Die Dreizahl der zu bindenden Dinge, sowie die Zunge hat die bektaschitische Regel mit der Achiregel gemein, und auch Hosenband und Lende kommt auf das gleiche hinaus; das Auge dagegen ist durch die Hand ersetzt, und zwar, wie uns schwer zu erraten ist, wegen des Reimes von *el* auf *dil* und *bel* (bei den Achis gehört die Hand neben Tür und Tafeltuch zu den offen zu haltenden Dingen). Die bektaschitische Regel ist also zweifellos ein Abkömmling dieser Achiregel. Damit bekräftigt dieser kleine Zug die oft ausgesprochene Vermutung, daß die Bektaschis vielfach die Tradition der Achis fortgesetzt haben.

Gerade weil in vieler Beziehung das Erscheinen des vorliegenden Buches zu begrüßen ist, kann nicht verschwiegen werden, daß es in vielem die Züge einer Anfängerarbeit an sich trägt. Dies macht sich vor allem geltend in der Unzulänglichkeit, mit der der Verf. seine Quellen anführt und seine Ausführungen mit ihnen in Beziehung setzt. Am Schlusse des Werkes ist eine Bibliographie gegeben, in der neben Werken von ganz allgemeiner Bedeutung (nach recht subjektiver Auswahl vor allem englisch geschriebener Werke) solche stehen, die nur peripher etwas mit dem Thema zu tun haben. Demgegenüber finden sich in der Anführung der Fachliteratur über die Bektaschi-Forschung empfindliche Lücken; so fehlen z. B. die beiden in dieser Zeitschrift enthaltenen Arbeiten von H. Jansky, „Neuere Literatur über den Bektaschi-Orden“ (OLZ 29, 1926, 553ff.), und von H. H. Schaeder, „Die Stifterlegende der Bektaschis“ (OLZ 31, 1928, 1038ff.), wie auch R. Hartmanns wichtige Analyse von Ya'qūb Qadrīs Bektaschi-Roman Nūr Baba in „Der Islam“ 15, 1926, 325ff. Dazwischen sind dann wichtige Quellschriften zerstreut eingereiht, wie bektaschitische Drucke und die Handschriften, die der Verf. gesammelt hat; diese letzteren aber nur nach ihrem Äußeren beschrieben und mit sehr dürftigen Inhaltsangaben. Im Text ist vielfach auf diese Handschriften verwiesen; doch ohne Plan und so, daß man

sich die Beziehung zwischen Text und Handschriftenverzeichnis erst mühsam zusammensuchen muß. An einigen Stellen fehlt auch jede genauere Quellenangabe; so ist die Übersetzung der obengenannten Nevruz-Texte S. 219 eingeleitet mit den Worten: „The following is a translation of a manuscript record of the prayers said on this day.“ Wenn man dann in der Bibliographie nachsucht, so findet man endlich auf S. 283 eine Notiz: „Nevruz erkāni, a short Ms. giving the ceremony of the New Year. Undated.“ Das ist alles. Man kann nur vermuten, daß dies die Vorlage für die Übersetzung der Texte sei. Erwünscht wäre zu Anfang ein eigenes Kapitel über die Quellen gewesen, in dem so genau wie möglich über diese Handschriften berichtet und ihr Inhalt angegeben worden wäre, so daß man sich ein ungefähres Bild davon machen kann, wie es mit der handschriftlichen Basis der Ausführungen steht. Da der Verf. anscheinend eine ganz gute Sammlung von Bektaschischriften zusammengebracht hat, wäre diese Quellenzusammenstellung wahrscheinlich so etwas wie eine Übersicht über das bektaschitische Schrifttum überhaupt geworden, etwas was uns noch durchaus fehlt, und zur Weiterforschung dringend erwünscht ist. Hoffentlich holt der Verf. diese Aufgabe noch in irgendeiner Form nach.

Des weiteren verraten manche Einzelheiten den Anfänger. Sie werden zwar schwerlich Unheil anrichten; doch hätte man sie im Interesse des wissenschaftlichen Niveaus des Buches gern vermieden gesehen. So ist S. 100, Anm. 1 der weltberühmte Scheich Şihābaddin Abūḥafş 'Umar as-Suhrawardī als *Shaikh Muhammad-i-Sahrwardi* (so!) angeführt und sein Hauptwerk '*Awārif al-ma'ārif*' nach der englischen Übersetzung von H. Wilberforce Clarke im Anhang zu dessen Ḥafiz-Übersetzung (Calcutta 1891) herangezogen, die nach der persischen Übersetzung des Werkes des Suhrawardī hergestellt ist. Will man die '*Awārif al-ma'ārif*' heranziehen und kann die arabische Ausgabe (Randdruck von al-Ghazālīs *Iḥyā' 'ulūm ad-dīn*) nicht benutzen, so greife man zu Blochets Bearbeitung. Alles Nähere findet man bei Brockelmann, Geschichte der Arabischen Literatur, die selbst für einen englisch schreibenden Islamisten ein unentbehrliches Hilfsmittel ist, Bd. I, 440f. und Supplementband I, 788f.; neuerdings ferner bei H. Ritter in „Der Islam“ 25, 1938, 36ff.

Zu rügen ist endlich noch die Umschrift, die in unsinniger Weise der Orthographie in der neuen türkischen Lateinschrift folgt, und zwar bezüglich der Wiedergabe auslautender stimmhafter Explosivlaute (b, d) durch stimmlose (p, t) auf einem Standpunkt steht, der heute von den Türken selbst wohl z. T. wieder aufgegeben ist. Zu verzeihen wäre dies Verfahren allenfalls, wenn es sich dabei lediglich um türkische Wörter und Namen handelte — obwohl man in wissenschaftlichen Werken sich zur Regel machen sollte, daß die neue türkische Lateinorthographie nur da anzuwenden ist, wo sie original ist; für in arabischer Schrift geschriebenes Türkisch dagegen bediene man sich einer wissenschaftlichen Umschrift. — Nein, auch arabische und persische Wendungen und Namen werden in dieser die Originalschreibung verschleiern Umschrift wiedergegeben. Wenn in einem von einem europäischen Gelehrten geschriebenen islamistischen Werke der bekannte Mystiker Ibn al-'Arabī als Muhyiddini Arabī erscheint, so ist dies ebenso, wie wenn man in einem deutschen Buche lateinische und griechische Wörter und Namen in französischer Form brächte, also Aristoteles oder Cäsar als Aristote bzw. César erscheinen! Der Unzuträglichkeiten sind denn auch überge-

nug: so wenn z. B. die Sigle *hak*, je nachdem, entweder حَقّ (*haqq*) oder حَاك (*hāk*) (so z. B. S. 116) wiedergibt. Nur die große Bekanntheit des Spruches des al-Hallāq انا الحق (*ana 'l-haqq*) sichert ihm, daß man ihn ohne Schwierigkeit in der Sigle *Enelhak* (S. 59 sogar *En el hak*) wiedererkennt. Geradezu lächerlich ist es, die beiden Sultane, die seit 400 Jahren und mehr Bayezid geheißen haben, der heutigen Istanbuler Toponymie zuliebe *Beyazit* umzunennen. Sonderbar mutet es daneben an, wenn der Verf. (so z. B. S. 75) neben Sultansnamen wie Murat und *Ahmet* bei anderen die literarisch arabische Form *Muhammad* gebraucht, die für türkische Namens-träger schon seit Jahrhunderten nun wirklich nicht gilt (für nichtgroßherrliche Namensträger kommt allerdings *Mehmet* vor). Hier ist also die richtige Form *Mehmed* sorgfältig umgangen! Bei alledem ist die türkische Lateinorthographie nicht einmal überall richtig angewendet; es wimmelt von Druckfehlern, vor allem bei den beiden i und der Setzung des Zirkumflexes.

All diese Ausstellungen, so sehr sie fachkundige Leser als Unschönheiten stören und dem Buche den Anstrich von Dilettantismus und andererseits einer falsch orientierten Akribie geben, sind natürlich keine Dinge, die im Ernst den Wert des Buches in dem, was es bietet, mindern. Vielmehr verdient der Verf. unseren Dank für seine mühevollen jahrelangen Sammelarbeit. Natürlich kann das Buch der Sachlage nach keine abschließende Darstellung des Bektaschitums bieten, sondern es stellt nur eine vorläufige Einbringung dessen dar, was an Forschungserträgen verstreut vorliegt mit einigen wertvollen eigenen Beiträgen; es bietet somit einen Überblick über den Gegenstand der Bektaschiforschung, ohne aber darum die früheren Arbeiten auf dem Gebiete entbehrlich zu machen, und kann, wie gesagt, bei der Weiterforschung gut als Einführung dienen. Es ist daher zu hoffen, daß es diese anregt. Diese Weiterforschung wird auch jetzt in erster Linie auf monographischem Wege vor sich zu gehen haben. Denn noch liegt wichtiges Material unbearbeitet bereit, durch dessen Bearbeitung das Bild, das wir uns von der eigentümlichen Erscheinung des Bektaschismus machen, im einzelnen präzisiert und vielleicht auch korrigiert werden könnte. Als die dringlichste Arbeit in dieser Hinsicht möchte ich die Bearbeitung der *Maqālāt* des Ḥāğgī Bektasch in seinen beiden türkischen Übersetzungen bezeichnen, über die man außer den Ausführungen des Verf. (S. 44, Anm. 2 und S. 102ff.) die von H. H. Schaefer in OLZ 31, 1928, 1054ff. vergleiche. Die ältere, die des Ḥaṭīb oğlu von 812 H./1409 D., die nach den Ausführungen des Verf. von dem Druck von 1288 H./1871 D. verschieden ist, ist herauszugeben (der Verf. besitzt eine photostatische Wiedergabe einer Abschrift der einzigen Handschrift derselben,

S. 279) —, aber bitte nicht in der neuen türkischen Lateinschrift, sondern in der arabischen Originalschrift oder einer wissenschaftlichen Umschrift, die ja bei vollvokalisierten altosmanischen Texten unschwer herzustellen ist! — Der Verf. selbst bezeichnet S. 203, Anm. 1 ein persisch geschriebenes, *Fevā'id-nāme* betitelt Buch, das eine bektaschitische Ethik enthält, als einer kritischen Bearbeitung wert. — Endlich verdiente auch das Buch *Mir'āt ul-meqāsid* des Ahmed Rif'at Ef., auf das schon vor langen Jahren G. Jacob hingewiesen hat, eine monographische Behandlung.

Barekhausen, Joachim: Männer und Mächte am Bosphorus. Berlin: Schützen-Verlag [1938]. (313 S., 35 Abb.) 8°. RM 5.90. Bespr. von H. Scheel, Berlin.

Das Buch enthält eine etwas romanhafte Schilderung der Jugend- und Regierungszeit Abdul Hamids II. Viele Urteile des Verf. sind nicht zutreffend. Das beigegebene Literaturverzeichnis will dem Buch einen ernsthaften Charakter verleihen. Ihm kann aber ein wissenschaftlicher oder historischer Wert nicht zuerkannt werden. Insbesondere wäre es besser gewesen, wenn die Bücher des ehemaligen Berichterstatters des Berliner Tageblattes Bernhard Stern und das nicht deutschfreundliche Buch von Gilles Roy (*Le Sultan rouge*)¹⁾ nicht benutzt worden wären.

So einfach, wie es nach dieser Darstellung den Anschein erwecken kann, liegen die politischen Verhältnisse der Zeit, in der die Türkei Abdul Hamids II. eine Rolle gespielt hat, doch nicht.

Lachs, Otto: Kemal Atatürk. Leben und Werk in Bildern. Text und Gestaltung von Dr. Eduard Schaefer. Istanbul-Leipzig: Erich Kalis 1939. (112 S., 114 Abb.) gr. 8°. RM 6 —. Bespr. von G. Jäschke, Potsdam-Babelsberg.

Anschaulicher als viele Worte vermag oft ein Bild den Abstand zwischen gestern und heute zum Ausdruck zu bringen. Es war daher ein guter Gedanke, die Fülle der Literatur über die neue Türkei durch ein Bilderwerk zu ergänzen, das von dem Streben des türkischen Volkes, sein ganzes Leben neu zu gestalten, ein beredtes Zeugnis ablegt. Im Mittelpunkt mußte natürlich Atatürk stehen, der, wie es im Vorwort mit Recht heißt, mit dem Zauberstab seiner Persönlichkeit verschüttete Quellen eines ungebrochenen Volkstums anschlug. An Hand der größtenteils unveröffentlichten Bilder wird dieses Wunder der Wiedergeburt verständlich. Dem ersten Teil, der den großen Staatsmann bei der Aufbauarbeit nach außen und innen zeigt, folgt ein Abschnitt über Anatolien, die nationale Kraftquelle der Türkei. Einen breiten Raum nehmen Aufnahmen von den Be-

1) Vgl. OLZ Jg. 1937 Sp. 540 (das Buch verwendet vornehmlich französische Literatur aus der Zeit des Weltkrieges).

erdigungsfeierlichkeiten in Istanbul und Ankara ein, bei denen die tiefe Verbundenheit zwischen dem türkischen Volk und seinem „Vater“ in ergreifender Weise zum Ausdruck kam. Das Buch schließt mit Atatürks Vermächtnis an die Jugend.

Südasiensien.

Ross, Allan S. C.: *The „Numeral-Signs“ of the Mohenjo-Daro Script*. Delhi: Manager of Publications 1938. (IV, 21 S., II Taf., II Übers.) 2° = Memoirs of the Archaeological Survey of India, No. 57. 3 s. 6 d. Bespr. von P. Meriggi, Hamburg.

Um den Inhalt der Abhandlung möglichst genau und objektiv anzugeben, lassen wir Verf. selbst zu Wort kommen, indem aus seinem „Summary“ S. 20f. das Wesentlichste hierher gesetzt sei: „In the M.-D. script there are certain signs which bear an obvious similarity to numerals. These „numeral-signs“ do not, in general, represent actual numbers. If their chief use is thus not ideographic there are only two hypotheses:—they may represent (I) words (A) homonymous or (B) quasi-homonymous with the numbers of the base-language of the script or (II) groups of phonemes . . . The conditions for Hypothesis I are not fulfilled by any of these four languages [Primitive Dravidian, Primit. Munda, Primit. Burushaski and Primit. Indonesian]; those for Hypothesis II by all of them, but perhaps best by Indonesian.“

Die Methode, mit der diese Ergebnisse erreicht werden, ist kaum eine philologische, eher mag sie mathematisch sein. Sie verkennt aber von Anfang an wesentliche Unterschiede zwischen diesen „Zahlzeichen“, unter denen auch eine ganze Reihe Hilfszeichen (Worttrenner, ideographische Kennzeichen usw.) mit verstanden werden, die niemand je für Zahlzeichen gehalten hat noch wird halten können. Was z. B. S. 13f. gegen die Zahlnatur der (wirklichen, leicht auszusondernden) Zahlzeichen gesagt wird, ist aus mehr als einem Grund nichtig. Zunächst ist die Feststellung verfehlt, daß die Voraussetzung „we should expect that the same sign would often be found to the immediate left or right . . . of different numeral-signs“ nicht erfüllt sei. Ein Blick auf ZDMG XII 206, 209 und dazu 217 mit Anm. 2 hätte genügt, um sich diese merkwürdige Verleugnung der Tatsachen zu ersparen. Ganz im Gegenteil sieht man bestimmte Komplementierungen der (echten) Zahlzeichen häufig wiederkehren und diese Zahlwortformen, die ich auch besonders in Geistige Arbeit IV (1937) Nr. 5 S. 9 herausgearbeitet habe, sind eben der wichtigste Schimmer Hoffnung auf

eine spätere Entzifferung. Zweitens ist das Hauptbeispiel des Verf. a. a. O. gerade das Hilfszeichen „“, das m. E. einen Worttrenner, nach Hunter etwas Ähnliches, jedenfalls für niemanden ein Zahlzeichen darstellt. Aber das ist es eben: an allen bisherigen philologischen Bearbeitungen dieser Schrift geht Verf. achtlos vorüber, als ob bisher nichts erreicht worden wäre. Daß aber durch Verf.s Versuch etwas erreicht sei, scheint mir ausgeschlossen.

Nach dieser Ablehnung ist es nur gerecht, hervorzuheben, daß die Arbeit andererseits gar nichts Phantastisches (wie das auf solchen schlüpfrigen Gebieten sonst so oft und üppig wuchert) an sich hat, sondern bescheidene Ziele verfolgt, durchaus ernst durchgeführt ist und die Ergebnisse mit der nötigen Vorsicht darlegt. Schade, daß der Versuch ohne vorherige Sichtung des Materials und unter Außerachtlassung der bisherigen Ergebnisse in der Analyse der Schrift gewagt wurde. Die Beratung mit einem Sprachforscher oder wenigstens die Durcharbeitung der (geringfügigen) Literatur hätte die richtige Problemstellung und daher vielleicht eine nützliche Anwendung der versuchten Methode ermöglicht.

Combaz, Gisbert: *L'Inde et l'Orient Classique*. Texte. (265 S.); Tables des Titres abrégés, Références Iconographiques, Planches. (51 S., 165 Taf.) gr. 8° = Ministère de l'Éducation Nationale et des Beaux-Arts, Publ. du Musée Guimet, Documents d'Art et d'Archéologie. Tome I. Paris: P. Geuthner 1937. Fr. 160 —. Bespr. von H. von Glasenapp, Königsberg i. Pr.

Das vorliegende Buch beschäftigt sich nicht, wie sein Titel vermuten ließe, mit der Gesamtheit der Beziehungen zwischen Indien und dem vorderen Orient, sondern beschränkt sich, von einer historischen Einleitung (S. 7—26) abgesehen auf die kunstgeschichtlichen Beziehungen die zwischen dem Gangeslande und Iran, Mesopotamien, Syrien, Kleinasien und dem Römischen Reich im Altertum erschließbar sind. Der 1. Band gliedert sich in drei Hauptabschnitte: Architektur, Skulptur, Ornament. Von diesen ist der der Skulptur gewidmete nicht nur der bei weitem umfangreichste — er nimmt über die Hälfte des Ganzen ein —, sondern auch, der Natur der Sache entsprechend, der ergebnisreichste, da er die Technik und Komposition der Reliefs, der menschlichen und Tiergestalten eingehend erörtert und nach den Funden in Bārhut, Sānchi, Gandhāra, Mathurā, Amarāvati usw. diskutiert. Das Schlußkapitel «Ce que l'Inde doit ou pourrait devoir à l'Orient classique» zieht dann die Bilanz der Arbeit und spricht im Anschluß daran von der indischen Tradition,

von der Technik der Indianisierung und dem Problem «de la main-d'œuvre étrangère.» Das Gesamtergebnis, zu dem Combaz gelangt, faßt er dahin zusammen: es gibt in Indien zweifellos westasiatische Kunsteinflüsse; diese sind aber weit weniger zahlreich als man erwarten sollte.

Der 2. Band gibt auf 165 Tafeln schematische Zeichnungen, welche den Inhalt des ersten Bandes erläutern, sowie ikonographische Nachweise. Das ganze Werk mit seiner umfassenden Auswertung eines reichhaltigen, verstreuten und zum Teil schwer zugänglichen Materials stellt eine zwar nicht lückenlos vollständige, aber nach Inhalt und Umfang gewichtige Arbeit dar, die jeder, der sich mit den einschlägigen Fragen zu beschäftigen hat, mit Nutzen zu Rate ziehen wird.

Fick, Richard: *Der indische Weise Kalános und sein Flammentod*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1938. (32 S.) gr. 8° = Nachr. von der Gesellsch. d. Wissenschaften zu Göttingen. Philol.-histor. Klasse, Fachgruppe III, Allgemeine Sprachwissenschaft., Östliche Kulturkreise, N. F., Bd. II, Nr. 1. RM 2 —. Bespr. von Hermann Weller, Tübingen.

Von dem Brahmanen Kalános berichten griechische Schriftsteller, er habe den König Alexander nach Persien begleitet und sich zu Susa im Jahre 324 v. Chr., indischem Brauche folgend, auf einem Scheiterhaufen dem freiwilligen Flammentod überliefert. Ausgehend von Bemerkungen und Versen Goethes, der im Tode dieses Inders ein Symbol für die Haltung des Weisen sah und immer wieder darauf zurückkam, untersucht der Verf. zunächst einmal die griechische Überlieferung, um dann in einer eingehenden und scharfsinnigen Ausführung die den Flammentod erwähnenden Stellen der indischen Literatur zu prüfen. Er zieht auch das moderne Fakirtum und völkerkundliche Parallelen heran und kommt zu dem Ergebnis, der freiwillige Feuertod sei in Indien kein altüberlieferter und allgemein geübter Brauch gewesen, die genannte Überlieferung von Kalános sei nicht richtig; dieser habe vielmehr ein Gauklerkunststück nach Art der Fakire ausgeführt. Die für das Jahr 509/10 n. Chr. inschriftlich beglaubigte Sitte der Witwenverbrennung, habe ein häufigeres Vorkommen des freiwilligen Flammentodes der Asketen veranlaßt.

Damit wäre also ein schönes und oft zitiertes Beispiel indischer Asketengröße zur Sage geworden. In der Tat spricht vieles gegen diese Erzählung. Vor allem die griechischen Berichte selbst, die sich widersprechen und ganz verschieden urteilen über den Charakter des

Kalános, der nach einigen ein windiger Bursche war und dem Sinnesgenuß ergeben. Ich füge noch hinzu, daß gerade Onesikritos, der die Geschichte mit größter Sicherheit erzählt, schon seinen Zeitgenossen, darunter Alexander selbst, als unglaublich galt und wegen seiner indischen Wundergeschichten auch von Strabo scharf getadelt wurde, während ein anderer Begleiter und Geschichtsschreiber Alexanders, Aristobulos, dessen Werk von den Alten vielfach gelobt wird, von einem freiwilligen Flammentod des Kalános, den er eher als Schmarotzer denn als Asketen betrachtet, nichts berichtet. Ebenso weiß die indische Überlieferung nichts davon, und das Vorkommen des freiwilligen Feuertodes überhaupt ist nach Fick literarisch erst um 800 n. Chr. belegt.

Mit Recht spricht Fick z. B. der Stelle Taittiriya Samhitā 7, 4, 9, 1 eine Beziehung zum Flammentod ab. Gerne möchte ich auf diese in vieler Hinsicht wichtige Stelle eingehen, leider gestattet es der Raum nicht; nur soviel will ich sagen, daß sie geradezu ein Musterbeispiel der von mir entdeckten „Periodus popularis“ darstellt; diese Sätze weisen in die Zeit des noch lebendigen arischen Feuerglaubens zurück, wo das bei der späteren *dīkṣā* zurücktretende Erhitzungsmoment (*tapas*) noch eine wesentliche Rolle spielte: Ekstase und Vision zu erreichen war das Ziel, und auch in unserer Stelle klingt das nach, insofern der Fromme sich der Körperlichkeit seiner Person entäußert und mit dem Lichthimmel in Verbindung tritt.

Von dem Flammentod ist hier also, wie gesagt, nicht die Rede, indes steht auch dieser in irgendwelcher Beziehung zum arischen Feuereult. Der Glaube, daß durch die Verbrennung der Mensch eines höheren, göttlichen Leibes teilhaftig werde, eines reinen Feuerleibes, ist uralte, und was in jener Vorbereitungsweihe symbolisch gemeint ist, mag vielleicht in vereinzelt Fällen schon in alter Zeit wirklich ausgeführt worden sein: darauf scheinen mir doch einige der von Fick zitierten (zweifelhaften) Stellen aus der vorchristlichen indischen Literatur hinzuweisen. Von den Veda-Theologen ursprünglich bekämpft, mag die religiöse Selbstverbrennung zunächst in nichtbrahmanischen Schichten, wenn auch nur vereinzelt, fortbestanden, schließlich aber, besonders unter dem Einfluß der Witwenverbrennung, auf brahmanische Kreise übergreifen haben.

Es wäre also an sich denkbar, daß auch Kalános ein solcher Außenseiter gewesen wäre, ja, man könnte, im Blick auf seinen Charakter, vermuten, daß ihn krankhafte Eitelkeit zu dieser schrecklichen Todesart verführt habe, so daß man von ihm mit mehr Recht das sagen könnte, was Horatius über den großen Empedokles der Legende nachfabelt:

Deus immortalis haberi
dum cupit Empedocles, ardentem frigidus Aetnam
insiluit.

Aber wie bei Empedokles die historische Überlieferung mit dünnen Worten sagt, daß man nicht wisse, wie er gestorben sei, so ist es allem nach auch bei Kalános. Entweder ist die Erzählung von seinem Flammentod von Haus aus eine schöne Lüge, oder ist sie im Anschluß an einen von ihm vollzogenen Fakirzauber entstanden.

Jouveau-Dubreuil, G.: Iconography of Southern India. Translated from the French by A. C. Martin. Paris: P. Geuthner 1937. (II, 137 S., 78 Taf.) gr. 8°. Fr. 120 —. Bespr. von Hans Losch, Bonn.

Die Eigenart der indischen Kunst weist der Ikonographie, die in der abendländischen Kunstgeschichte nur die Rolle einer Hilfswissenschaft spielt, einen Platz zu vor der Kunstgeschichte. Eine genaue Kenntnis ihrer Vorschriften sowie der Vorschriften der Ikonometrie, ist geradezu Voraussetzung einer richtigen Würdigung der Kunstwerke, da sie in jedem Falle der verbindliche Kanon für den Schöpfer des Kunstwerkes gewesen sind. Es würde die Aufgabe der vorliegenden Besprechung übersteigen, diese Sachlage auch nur kurz zu begründen. Jedenfalls ist der Grund für diese Verankerung in der fast ausschließlich religiösen Grundlage dieser Kunst und der Eigenart der indischen Weltanschauung zu suchen.

Die Erkenntnis dieser Umstände hat bereits seit längerer Zeit zum Studium der Ikonographie in Indien Anlaß gegeben, das, von den zahlreich überlieferten Texten über den Gegenstand ausgehend, die Praxis der Theorie gegenüberstellt. Der bereits erwähnte, fast rein religiöse Charakter der Hindukunst hat dazu geführt, daß wir die Religion, die Sekte als Träger des Schöpfers des Kunstwerkes in den Vordergrund stellen, die regionalen Besonderheiten aber demgegenüber fast gar nicht in Betracht ziehen, zumal ja über die Künstler fast nie etwas bekannt ist, was sie einer bestimmten Gruppe ethnisch oder geographisch zuordnete.

Das hier in einer etwas flüchtigen Übersetzung, die den gewandten Stil des Verf. fast in sein Gegenteil umbiegt, vorliegende Werk, ist bisher das einzige geblieben, das sich mit den im bestimmten geographischen Raum nachweisbaren ikonographischen Eigenheiten, allerdings nur auf Grund der erhaltenen Denkmäler, befaßt. Lediglich der mythologische Kern wird meist unter Heranziehung des Bhāgavatapurāṇa belegt. Die einzelnen Gestalten, samt den ihnen zugeordneten Insignien sind gewissenhaft vermerkt. Dabei sind auch heute noch von besonderem Werte die Beschreibungen von śivaitischen Heiligen und Grāma-devatās, denen wir in den Traktaten nicht begegnen. Im übrigen hätte sich der Übersetzer ein Verdienst erwerben können, wenn er die Neuauflage durch mannigfache Ergänzungen aus der seit dem Druck der ersten Auflage erschienenen Literatur auf den derzeitigen Stand der Wissenschaft gebracht hätte. Dadurch wäre das

Werk, wie zur Zeit seines Erscheinens, ein unentbehrliches Handbuch geblieben, was es jetzt nur noch in einem beschränkten Umfange ist. Auch die Abbildungen hätten eine Verbesserung erfahren können, während jetzt die Reproduktion beinahe eine Verschlechterung gegenüber der Originalausgabe erfahren hat.

Auch in der vorliegenden Form ist das Werk insofern zu begrüßen, als es dazu dienen soll, einer weiteren, mit dem Französischen nicht vertrauten Lesergemeinde die Lektüre zu ermöglichen. Wir möchten aber der Hoffnung Ausdruck geben, daß es dem Verf. noch vergönnt sein möge, uns eine umgearbeitete Neuauflage seines Buches zu beschicken, die es den Standardwerken des Kunsthistorikers einreicht.

Ostasien.

Niwa, Teizō: Chrysanthemums of Japan. London: George Allen & Unwin, Ltd. 1936. (VI u. 56, 80 farb. Taf. mit Beschreibung, 20 Taf. von Blättern, 4 schw.-w. Drucke) 8°. 12 s. 6 d. Bespr. von Willi Prenzler, Berlin.

Der Verf., Professor für Blumenzucht und Landschaftsgärtnerei in Tōkyō, wurde zu dieser englischen Ausgabe seines ursprünglich japanisch geschriebenen Buches veranlaßt durch den Wunsch, europäische und amerikanische Liebhaber des Chrysanthemums (Ch.) mit neuen Arten bekannt zu machen. Deshalb verfolgt er auch mit seinem Buche nicht etwa ästhetische Ziele, sondern rein praktische und beschränkt sich in der Hauptsache auf eine morphologische Beschreibung. So sind auch die Bilder aufzufassen, die übrigens technisch hervorragend sind und nebenbei doch auch einen starken ästhetischen Reiz ausüben. Zu der Morphologie der Pflanzen treten ergänzend physiologische und chemische Beobachtungen und Versuche. Im ganzen behandelt er 104 Arten.

Es ist beinahe selbstverständlich, daß in diesem Buche die sog. Wildformen des Ch. ganz zurücktreten hinter den gezüchteten. Verf. teilt die letzteren ein in: 1. eßbare und 2. Schmuckchrysanthemum, spricht aber fast ausschließlich von der 2. Gruppe, die freilich auch bei weitem die meisten Arten umfaßt. Diese gliedert er wieder nach Blütezeit, Größe der Blüten, Stand und Form der Blütenblätter, wobei aber zu beachten ist, daß verschiedene Züchtungsmethoden auch zu verschiedenen Ergebnissen führen, die Einteilung also manchmal notwendig schwanken muß.

Zunächst werden wir mit der Terminologie bekannt gemacht. Da die Blüte mit ihren Blättern der wichtigste Teil der Pflanze ist, werden vor allem die verschiedenen Formen der Blütenblätter behandelt: zungen-, trichter-,

spatenförmige und verschiedene andere mehr. Erstaunen lassen uns die Mitteilungen von Messungen. Es wurden bootförmige Blütenblätter mit einer Breite von 5,3 cm festgestellt, fadenförmige mit einer Länge von 15 cm, was einen Blütendurchmesser von über 30 cm ergibt. Die Unterschiede der verschiedenen Formen von Blütenblättern sind sehr genau und scharf beobachtet, die Vielheit der Benennungen erinnert an die Art, z. B. den verschiedenen Vasen oder Gartensteinen Namen zu geben. Glücklicherweise sind Abbildungen aller Formen beigelegt, sonst könnte sich wohl selbst ein Blumenkenner nur schwer zurechtfinden.

Aus dem Abschnitt über die Blätter am Stamm können unsere Züchter viel lernen. Denn leider muß man beobachten, daß Pflege und Beachtung dieser Blätter bei uns arg vernachlässigt werden. Für den Japaner ist ein Ch. unvollkommen, das nicht von unten bis oben gleichmäßig schön belaubt ist, in der Mitte des Stieles am stärksten. Wie oft aber sieht man bei uns unten am Stamm vertrocknete Blätter oder kahle Stellen! Bei den einzelnen Arten sind die Blätter verschieden nach Form und Färbung; zwischen Größe der Blüte und der der Blätter am Stiel besteht eine Beziehung. Darüber belehren uns anschaulich die 20 Tafeln mit Blätterformen am Schluß des Buches.

Im besonderen Teile des Werkes bespricht Verf. dann vor allem die Hauptarten des Herbstchrysanthemums. Denn Frühjahr-, Sommer-, Winterchrysanthemum u. a. m. sind arm an Arten und an Bedeutung verglichen mit denen des Herbstes. Er folgt dabei der üblichen Einteilung in großblütige, solche mit mittelgroßen Blüten und kleinblütige Sorten. Von den großblütigen sind bei uns am weitesten verbreitet die kugelförmigen, die artenarm, aber mannigfaltig in Farben sind. Sie gehören zu den Ch. mit tiefer oder hoher Blüte. Von diesen gibt es aber auch mehrere aufgelockerte Formen, die besonders schön sind, wenn der untere Blütenblätterkranz strahlenförmig die Blüte umsteht. Die kugelförmige Blüte liebt man in Japan am wenigsten, die aufgelockerte Form schon mehr, aber weit höher in der Schätzung stehen die Arten mit kräusel- und fadenförmigen Blättern. Bescheidenere Arten davon waren in den letzten Jahren auch schon bei uns zu sehen, aber in ihnen liegen, wie das Buch zeigt, noch ungeahnte Möglichkeiten der Entwicklung. Auch in Japan hat man diese schönen Blumen erst seit 10 bis 15 Jahren zu der Mannigfaltigkeit gezüchtet, die uns heute entzückt. Die Ergebnisse sind mitunter wahrhaft erstaunlich: es gibt unter

diesen Arten Riesenblüten bis zu 64 cm Durchmesser mit über 900 Blütenblättern!

Äußerlich einen recht großen Gegensatz dazu bilden die einfachen oder doppelten flachen Ch. mit breiten Blättern. Die einfachen haben gewöhnlich 16 Blütenblätter, aber sie sind nicht das Vorbild für das kaiserliche Wappen gewesen. Denn dieses besteht nicht aus 16 (wie man immer wieder hören und lesen kann), sondern aus 32 Blütenblättern (aus 16 Blättern gedoppelt).

Unter den Ch. mit mittelgroßen Blüten verdienen vor allem zwei Arten Erwähnung: die anemonenartigen und die mit beweglichen Blütenblättern. Die Schönheit und Besonderheit der ersteren liegt in dem „Herzen“, dem Mittelstück, das bis zu 7,5 cm Durchmesser entwickelt ist und von einem Kranz von Blütenblättern umgeben wird, die in der Farbe meist von ihm abweichen. Seltsamerweise nimmt die Züchtung dieser sehr reizvollen, früher sehr beliebten Blumen in der letzten Zeit ab, während die der anderen Art (mit beweglichen Blättern) dauernd zunimmt. Man sieht diese bei uns so gut wie gar nicht. Vielleicht, weil die Verdrehung der Blätter dem europäischen Geschmack nicht zusagt, und weil die Blüte dadurch nicht klar und geordnet, sondern eher etwas unordentlich erscheint. Aber sie gehören ohne Zweifel zu den interessantesten Ch.-Arten. Allerdings ist ihre Züchtung wohl die schwierigste von allen; zudem gibt es eine große Anzahl von Züchtungsmethoden. Deren Ergebnis ist eine Fülle verschiedener Formen. Die Eigenart dieses Ch. besteht darin, daß beim Aufblühen sich zunächst die inneren, flachen Blütenblätter öffnen, bis das Herz zu sehen ist; dann beginnt ihre Gegenbewegung, und sie falten sich, jede Art auf ihre Weise, über dem „Herzen“ wieder zusammen.

Sehr eigenartig sind die Higo- und Saga-Arten. Die ersteren haben nur ganz wenige Blütenblätter, die letzteren sehen mit ihren steil nach oben gerichteten Blütenblättern wie kleine Pinsel aus. Beide Arten sieht man heute nicht mehr häufig. Das gilt auch von den Ise-Arten mit ihrer Fülle von fadenförmigen Blütenblättern. Den meisten Europäern dürften die Blüten mit ihrem Gewirr von Blättern das Gefühl eines zu großen Durcheinanders geben.

Auch unter den kleinblütigen Ch. gibt es sehr reizvolle. Die hübschen Distelarten sind heute selten, wohl weil sie schwer zu vermehren sind. Die buschförmigen Blumen tragen viele Blüten. Sehr geschätzt und gepflegt sind die Bunjin-Arten mit meist einfachen Blüten. Ihre beliebteste Form ist die des Wasserfalls. Bei uns ist diese Art nur vereinzelt zu finden.

Sehr ansprechend sind auch die Ch., die unzählige Blüten wie kleine Georginen tragen. Unter ihnen leisten die Sorten mit muschelartig geformten Blütenblättern in Ausdauer und Wachstum Erstaunliches. Berichterstatter hat riesige Ausstellungen besucht, bei denen menschengroße Puppen zu sehen waren, die mit diesen Ch. ganz und gar umrankt waren derart, daß an Stelle ihrer Brokat- und Seidengewänder verschiedenfarbige Ch. traten. Man hatte aus ihnen Bilder und ganze Szenen gestellt, die bekannten Schauspielen und Romanen entnommen waren. Die Wirkung war verblüffend.

Nicht eigentlich besprochen, sondern nur in Bildern und Tabellen vorgeführt werden noch Frühjahr-, Sommer- und Winterchrysanthenen, eßbare Arten, solche mit gespaltenen und behaarten Blütenblättern. Besondere Erwähnung verdient darunter das eßbare Ch. Man kann die Blütenblätter aller Ch. essen, aber die des eßbaren Ch.s sind besonders würzig. In China fanden die Blütenblätter bereits zwischen 770 und 223 v. Chr. als vielgepriesenes Lebenselixier Verwendung; in Japan ist der medizinische Gebrauch mindestens seit der Nara-Zeit (710—784) nachweisbar.

Es folgt, tabellarisch geordnet, eine sehr genaue und sorgsame Untersuchung über die physikalischen und chemischen Eigenschaften, über die Reaktion verschiedener Arten in bezug auf Boden und Düngemittel, und wieviel sie von den verschiedenen Chemikalien enthalten und benötigen. Das zu wissen ist wesentlich für die Zucht von Ch., weil davon notwendig die Ergebnisse abhängen. Hier dürften unsere Züchter sehr wichtige Fingerzeige finden.

Ganz neu meines Wissens ist die sog. Wasserzucht, die Verf. beschreibt. Im Wasser müssen bestimmte Chemikalien aufgelöst und in diese Lösung die Pflanzen spät im Juli gebracht werden. Es ergibt sich eine Entwicklung wie bei der üblichen Züchtung.

Verf. ist der Ansicht, daß Japan bereits die kultivierte Form des Ch. von China übernommen habe, woran auch nicht zu zweifeln ist, da das Ch. mindestens 1000 Jahre früher in China als in Japan bezeugt ist. Er meint, es sei in der Tempyō-Zeit (724—749) nach Japan gebracht worden. Die früheste literarische Erwähnung japanischer Züchtung stammt aus dem Jahre 797. Ein Jahrtausend später hat die Zucht in Japan eine Höhe erreicht wie in keinem anderen Land der Erde. In Europa machen die Holländer 1688 den ersten Versuch einer Züchtung; er mißlingt. Dasselbe Schicksal erleiden noch 1789 französische Versuche. Erst 1862 haben die Eng-

länder Erfolg. Wenn seitdem auch die Züchtung in Europa und Amerika große Fortschritte gemacht hat, so ist doch Japan noch keineswegs erreicht. Man zählt im ganzen auf der Erde rund 10000 (!) Spielarten.

Noch nicht zu entscheiden ist die Frage nach der Urform. Verf. nimmt an, daß die Ableitung aus einer Form (etwa Ch. sinense oder indicum) abwegig sei. Die vielen Tausende von Versuchen, die er gemacht hat, haben ihn zu der Überzeugung kommen lassen, daß eine Entwicklung aus verschiedenen Formen wahrscheinlich sei.

Die Beschreibungen der bunten Tafeln seien gründlichem Studium empfohlen. Man wird ihnen bemerkenswerte Tatsachen entnehmen: z. B. über die Größe der Blüten, Menge der Blütenblätter, Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Formen von Blüten und Blättern und Farben. Beachtenswert sind auch die Namen der Arten: Echo der Talschlucht, Wellengekräusel des Biwasees, Friede, Wasser des Vergessens, Grüner Hügel im Nebeldunst, Kranich auf heiligem Gipfel usw. usw. Naturverbundenheit, Leben, Seele sprechen daraus. Man vergleiche damit die Namen bei uns, etwa nach dem Katalog einer Staudenzüchterei.

Es finden sich in dem Buche sehr hübsche und feine Bemerkungen, die von dem tiefen Gefühl des Japaners zeugen, so, wenn S. 14 geäußert wird, die einfachen Arten mit breiten Blättern riefen ein Gefühl der Reinheit und Weitherzigkeit hervor; oder die Higo-Arten vermittelten die Vorstellung der Einsamkeit; bei einer weiteren Art (Saga) sollen die sorgsam gepflegten Blätter am Stamm die Wirkung der Abgeschlossenheit, des Ungekünstelten, des gefällig Einfachen besitzen. So etwas zeigt — wenn man's nicht schon weiß —, daß die Blumen dem Japaner mehr als eine Augenweide bedeuten.

Zu bedauern ist es, daß Verf. in dem Buche keine Angaben macht, wie die Züchtung praktisch vorgenommen werden müsse. Nimmt er an, daß man das bei uns weiß? Dann wäre er im Irrtum. Berichterstatter hat wiederholt feststellen müssen, daß bei uns die Züchtung nicht so betrieben wird, wie es sein müßte, wenn man zu befriedigenden Ergebnissen kommen will. Da er selbst unter Leitung eines japanischen Gärtners Versuche mit der Ch.-Zucht gemacht hat, kennt er einigermaßen ihre Schwierigkeiten. Fast auf den Tag bestimmt ist es, wann die Stecklinge gesetzt und umgesetzt werden müssen. Sie sind vor zu starker Sonnenbestrahlung zu schützen; die Bewässerung und Ernährung der jungen Pflanzen erfordert große Sorgfalt; beim Pikie-

ren (Ausknipsen von Seitentrieben, Blatt- und Blütenknospen) heißt es sehr achtsam verfahren. Es gibt unzählige Kunstgriffe und — natürlich — Geheimnisse der Züchter. Von all dem hätte man gern etwas gehört.

Sehr schade ist es auch, daß kein einziges chinesisches Zeichen in dem Buche zu finden ist. Gerade für die Blumennamen wären sie interessant gewesen. Wer sich für mehr als nur das Gärtnerische interessiert, kann aus ihnen viel lernen, weil sie sehr oft symbolisch gebraucht werden. — Einige Unstimmigkeiten hinsichtlich der Benennungen der Blätter fallen auf (S. 5 und 6); manches konnte klarer gesagt werden (S. 4; 20/21). Aber das sind geringfügige Ausstände. Das Buch vermittelt einen sehr starken Eindruck von der Höhe japanischer Ch.-Zucht und läßt es als durchaus berechtigt erscheinen, wenn der Japaner stolz ist auf seine einzigartigen Züchtererfolge, wie sie bis jetzt niemand sonst erzielt hat. Und dann denkt man daran, wie sagen- und liedumwoben das Ch. in Japan ist; man denkt daran, daß es kaiserliche Wappenblume ist; man denkt an die vielen schönen Namen, die man der Blume gegeben hat: Kraut von 1000 Menschenaltern, Bergwegkraut, Erinnerungskraut, Einigungskraut usw.; und man denkt an das Ch.-Fest am 9. Tage des 9. Monats. Dann fühlt man, daß man es beim Chrysanthemum mit einer Blume ganz besonderer Art zu tun hat.

Duretteste, André: *Cours de Droit de l'Indochine*. Paris: Larose Éditeurs 1938. (240 S.) kl. 8°. Bespr. von W. Trittelt, Berlin.

Ziel dieses Lehrgangs des Rechts in Französisch-Indochina ist, wie schon der geringe Umfang erkennen läßt, keineswegs ein erschöpfendes Wissen des Rechts oder vielmehr der verschiedenen Rechte zu vermitteln, die das fernöstliche französische Kolonialreich beherbergt. Er soll vielmehr den Lesern, wobei besonders an die Hörer der École Nationale de la France Outremer gedacht ist, zu ihren sonstigen Studien über das in Indochina geltende französische Privatrecht sowie das öffentliche Recht ergänzend als Einführung in das Recht der Eingeborenen einen allgemeinen Überblick über dessen Entwicklung seit der Übernahme ihrer Gebiete durch Frankreich geben. Der größte Teil des Buches ist der Darstellung des Rechts Annams, als des nach Größe wie Bevölkerungszahl wichtigsten Teils, gewidmet, während die anderen Gebiete Kambodscha, Laos u. a. bedeutend kürzer behandelt werden.

Es wird das Buch aber der Aufgabe, die sich der Verf. gestellt hatte, einen Einblick in die Rechtsbräuche und damit die Rechtsauffas-

sungen der Eingeborenen zu geben, ebenso auch darzustellen, wie Frankreich die Rechtserziehung seiner dortigen kolonialen Untertanen durch entsprechende Rechtspflege durchführt, voll gerecht.

Im einzelnen enthält das Werk folgende Abschnitte: Buch 1: Einführung in das Recht Indochinas, enthaltend die Gerichtsverfassungen der verschiedenen Gebiete sowie französische Gerichtsbarkeit und Eingeborenengerichtsbarkeit (S. 9—50); Buch 2: Das Recht Annams. Eine ausführliche, historisch eingeleitete Darlegung des jetzt geltenden annamitischen Rechts unter besonders eingehender Berücksichtigung des bürgerlichen Rechts; (S. 51—198); Buch 3: Das Recht des Laosgebiets (S. 199—212); Buch 4: Das Recht Kambodschas (S. 213—224); Buch 5: Schlußwort über die durch die Franzosen in die Rechte der Eingeborenen neu eingeführten Rechtsgrundsätze.

Afrikanistik.

Berger, Paul: *Die mit B.-ile gebildeten Perfektstämme in den Bantusprachen*. Dissertation. Berlin: Dietrich Reimer, Andrews & Steiner; Hamburg: Friedrichsen, de Gruyter & Co. 1938. (II, 106 S.) 8° = S.-A. aus der „Zeitschr. f. Eingeborenen-Sprachen“, Bd. XXVIII, (nicht mehr einzeln verkäuflich!). Bespr. von J. Lukas, Hamburg.

Da die wissenschaftlichen Grundlagen der Bantuistik durch den Altmeister der Afrikanistik, Carl Meinhof, in so klarer und ergebnisreicher Weise gelegt worden sind (vgl. besonders Grundriß einer Lautlehre der Bantusprachen, Berlin 1910, in englischer Ausgabe in Verbindung mit N. v. Warmelo als Introduction to the Phonology of the Bantu Languages, Berlin 1932), so ist es verständlich, daß sich wieder einer der zahlreichen Schüler der von Meinhof begründeten Hamburger Schule daran machte, seine Kräfte einer Detailuntersuchung zu widmen und diesmal der Vielgestaltigkeit der Perfektbildung des Bantu nachgeht. Es sei aber gleich hier betont, daß sich die Arbeit des Verfassers keineswegs in Fragen erschöpft, die den Bantuisten allein angehen, sondern Gesichtspunkte bietet, die den allgemeinen Linguisten interessieren müssen; so gibt die Arbeit vielfache Belehrung in Fragen des dynamischen Akzents, und ich empfehle hier besonders des Verfassers Ansichten über die Folgen des (hypothetischen) Stammakzents auf die lautliche Gestaltung der Perfektstämme (Verkürzung) und ferner über Akzentraffung (Zusammenraffen von Stammakzent und rhythmischem Akzent zu einem neuen Akzent auf der zwischen beiden erstgenannten Akzen-

ten liegenden ursprünglich nicht akzentuierten Silbe) nachzulesen. Ferner möchte ich auf Nebenergebnisse hinweisen, die die Arbeit gebracht hat, z. B. (S. 208) den Nachweis des Bestehens zweierlei Passiva der Bedeutung nach im Konde, u. a. m.

Berger hat 21 Sprachen aus den verschiedensten Gebieten des Bantusprachbereichs für seine Untersuchung herangezogen, besonders ostafrikanische. Sehr begrüßenswert und für den Erfolg der Arbeit von Bedeutung ist die Tatsache, daß Herr Berger, der ein begabter Phonetiker ist, eine ganze Anzahl von Bantusprachen auf seinen Reisen an Ort und Stelle gehört hat. Der Großteil seiner Untersuchungen, die er zuletzt 1934—36 in Ostafrika und Südwestafrika gemacht hat, steht noch aus; der Eindruck der bisherigen Leistungen des Verfassers läßt uns hoffen, daß er uns bald die Ausarbeitung seiner Studien schenken und so zur Geltung der deutschen Afrikanistik weiter beitragen wird.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* — Besprechung: der Besprecher steht in ()

Sinica, Zeitschrift für Chinakunde und Chinaforschung 13 1938:

1/2 3—24 W. Eichhorn, Überblick der gesellschaftlichen Lage der nördlichen Sung-Dynastie (An Hand des T'ung-kien-kang-mu, Sung-shi und anderer Quellen wird gezeigt, daß die Zeit der nördl. Sung-Dyn. (960—1126 n. Chr.) sowohl den Abschluß alter, wie den Beginn neuer, bis in unsere Tage wirksamer Kräfte bildete, die das Chinesentum und seine Kultur grundlegend gestalteten. Der Aufsatz gibt Einblicke in die soziale, wirtschaftliche und kulturelle Lage und Entwicklung der unteren, breiten Volksschicht, der höfischen Oberschicht und des sich dazwischen schaltenden Beamtentums. Es werden die Kräfte der Erhaltung (Konfuzianismus) und der Zersetzung (Taoismus, Buddhismus) samt ihren Trägern einander gegenübergestellt und in ihren sozialen, wie kulturellen Auswirkungen skizziert). — 25—38 Lu Mau-dê, Untersuchung über die Erfindung der Geschütze und des Schießpulvers in China, übersetzt von Liao Bao-seing (Aus historischen Quellen wird nachgewiesen: 1. auch in China waren große Steinschleudern (vgl. tormenta) die Vorstufe der Pulvergeschütze; 2. das Pulver kommt in der T'ang-Zeit (ab 618 n. Chr.) auf, wenn es auch nicht nachweisbar ist, von wem, wie, wann und wo es erfunden wurde; 3. der Gebrauch des Pulvers als Explosivstoff für zunächst mit Steinkugeln geladene Kanonen ist erstmalig zu Beginn der Sung-Zeit (ab 960 n. Chr.) bestätigt; 4. die ersten Gewehre mit Bambusläufen wurden 1259 hergestellt; 5. da in Europa Schießpulver erstmalig 1346 bei der Belagerung von Calais nachweisbar gebraucht wurde, ist seine kriegsmäßige Verwendung in China mindestens 200 Jahre älter; 6. die Entwicklung der chines. Feuerwaffen ist unter der Yüan oder Mongo-

len-Dyn. (ab 1280 n. Chr.) zu einem gewissen Abschluß gelangt. Erst unter europäischem Einfluß (Jesuiten) wurde die Schießtechnik weiter vervollkommen). — 39—45 Werner Speiser, Eine Komposition des Dschou Wen-Gü; mit 7 Bildtafeln (Behandelt eine Darstellung des Kaisers Ming Huang (713—756) und seiner Favoritin Yang Kui-fei, die dem Spiel einer achtzehnköpfigen Damenkapelle lauschen. Gute Kopie nach dem Original des Chou Wen-kü, eines der großen Meister des 10. Jhdts. Das vorliegende Stück gibt neue Aufschlüsse über das Schaffen und den Stil des Künstlers, der als einer der besten Figuren- und Frauenmaler aller Zeiten gilt). — 46—82 Heinz Trefzger, Das Musikleben der Tang-Zeit (618—907) (Ein Abriß des Musikwesens der T'ang-Zeit, seiner historischen, weltanschaulichen und musiktheoretischen Voraussetzungen, wie seiner instrumental-praktischen Ausübung; mit zahlreichen Textabb. Behandelt auf S. 68—79 das im vorigen Aufsatz beschriebene Bild des Chou Wen-kü in musikwissenschaftlicher Hinsicht). — 83—90 Erwin Rousselle, Chinesische Meister der Malerei aus der Sammlung des Gesandten i. R. Dr. Herbert von Borch; Sonderausstellung im China-Institut vom 2. April bis 12. Juni 1938 (Beschreibung und sachliche Erklärung von etwa 30 Bildern, deren 16 auf Tafeln wiedergegeben werden). — 90 R. F. Merkel, Heinrich Hackmanns Wissenschaftlicher Nachlaß (Berichtet über den Verbleib des Hackmannschen Nachlasses und von den Plänen, diesen zu bearbeiten und der Forschung nutzbar zu machen). — 91—8 Bücherbesprechungen: *Trittel/Pernitzsch, Auswahl moderner chines. Prosastücke; Lehrbücher der Ausland-Hochschule an der Univ. Berlin, Bd. 38 (B. S. Liao). — *Mary A. Nourse, 400 Millionen. Die Geschichte der Chinesen (W. A. Unkrig). — 99 Verzeichnis der Bildtafeln und Berichtigung. — 100—6 Chinesische Zeichen zu den Aufsätzen. 8/4 109—21 Irmgard Grimm, Die Wirren am Hof der Han-Kaiser (Übersetzung aus dem Chinesischen; ohne Quellenangabe. Behandelt die anläßlich des Todes des Kaisers Ling Di, 189 n. Chr., entstandenen Thronstreitigkeiten und Machtkämpfe). — 122—41 Franz Kuhn, Das Ende des Tyrannen Dung Dscho, eine Episode aus dem San Guo-Dschi (Übertragung aus dem Chinesischen; schließt sich an den Beitrag von I. Grimm an. Berichtet, wie der Tyrann Dung Dscho, welcher danach trachtete, die Han Dynastie zu stürzen und sich selbst zum Kaiser zu machen, durch Intrige von seinem Adoptivsohn beseitigt wurde). — 142—54 B. S. Liao, Ye-tscha-Gespenster, Roman von Schi Dsche-Tsun, aus dem Literaturjahrbuch Chinas von 1932 (Übersetzung aus dem Chinesischen. Eine der üblichen Geistergeschichten in neuem Gewande, welche trotz der realen Lösung interessante Einblicke in die Mentalität eines Chinesen von heute gibt und zeigt, daß sich, aller modernen Erziehung zum Trotz, immer noch die jahrhundertealten Vorstellungen vom übersinnlichen Geschehen als wirksam erweisen). — 155—65 Friedrich Otte, Über den wirtschaftlichen Wiederaufstieg Chinas, der chinesische Mensch und seine Möglichkeiten (Nach Ottos eigenen Worten „soll die Möglichkeit des wirtschaftlichen Wiederaufbaus bzw. des weiteren Aufstiegs der von Chinesen bewohnten Räume Ostasiens vom Standpunkte des chinesischen Menschen, als Grundlage jedes Wirtschaftens, aus geprüft werden, zugleich auch damit ein praktischer Konjunkturausblick auf weite Sicht verbunden sein“. Die mit der Industrialisierung Japans seit 1870 in Ostasien eingeleitete Entwicklung kann jetzt nicht mehr abgebogen werden und

beginnt, sich auch in China geltend zu machen. Trotz aller pessimistischen Voraussagen über die Auswirkungen von Wirren und Naturkatastrophen ist die Entwicklung gerade entgegengesetzt verlaufen, weil von den Theoretikern das „völkische Willenselement“ und das „Gleichgewichtselement“ außer acht gelassen wurde. Der Umbruch, der sich seit den letzten 75 Jahren in China anbahnte, hat zum Verschwinden der dekadenten, aber einflußreichen Altersschichten geführt und schuf eine Grundlage für die Fortentwicklung in einer neuen Zivilisationsperiode mit Wiederaufbau und neuem Aufstieg. Die Gesundung kam von unten, vom Bauerntum, da dieses Menschenmaterial selbst, als Träger eines Wiederaufbaus im wirtschaftlichen Sinne, grundsätzlich gesund ist. „Sobald es technisch umgeschult, eingeschult und organisierbar geworden ist, wird der Erfolg sichtbar werden... Die Verfallerscheinungen in China sind rein äußerlich, die Jugendlichkeit ist ebenso innerlich, wie sie es bei Japan war, wenn nicht noch stärker.“ Beim chinesischen Menschen ist, wie bei seinen Reisfeldern, vorläufig nur die Hälfte der potentiellen Betätigungsmöglichkeit in den Dienst der Wirtschaft gestellt worden. Da die nunmehr eingetretene landwirtschaftliche Aufwärtsentwicklung und die Entfaltung des Einzelwesens „Bauer“, als Grundlage des Chinesentums, sich nicht mehr aufhalten läßt, ist angesichts der hauptsächlich landwirtschaftlichen Struktur der chinesischen Wirtschaft diese Tatsache für alle Lebenszweige und für die gesamte Zukunft Chinas entscheidend). — 165—205 Ernst Schultze, Weltwirtschaftliche Kapitalverflechtungen und Zahlungsbilanz Chinas (Seit Anbeginn der Geschichte bis zum Abschluß der drei „Opiumkriege“ 1860 waren die normalen wirtschaftlichen Beziehungen zwischen China und dem Auslande dadurch gekennzeichnet, daß China wohl in großem Maße exportierte, dafür aber fast keine fremden Waren hereinnahm, weil es in seiner eigenen Wirtschaft über alle benötigten Güter verfügte. Die Folge war, daß zur Begleichung der Handelsbilanz Edelmetalle, vor allem Silber, nach China strömten und so alle Voraussetzungen für einen gewissen Wohlstand gaben. Seit den Opiumkriegen änderte sich dies, indem nun China seinerseits gezwungen war, Opium zu importieren und zu verrechnen, was sich auf die Handelsbilanz ungünstig auswirkte. Dazu traten die auferlegten Entschädigungen für eine Reihe verlorener Kriege bis 1901 (Boxerkrieg), welche das durch Mißwirtschaft und Wirren erschütterte Reich an den Rand des Bankrotts brachten. Ausländische Geldmächte nutzten diese finanzielle Notlage Chinas, um es mit Hilfe von Anleihen, zu deren Tilgung weitere Anleihen aufgenommen werden mußten, wirtschaftlich zu fesseln und zum Tummelplatz ausländischer Interessen zu machen, wofür man den Begriff der „offenen Tür“ prägte. Im Gefolge hiervon erwiesen sich die Anleihen handelspolitischer und verwirtschaftlicher Art (für Bergbau, Eisenbahnbau usw.) als nicht minder gefährlich, die zum Teil unter imperialistischen Gesichtspunkten dem Lande in Form von „Konzessionen“ erpreßt und aufgenommen wurden. So verstrickte sich China immer tiefer in die Abhängigkeit von ausländischen Interessen, wobei es seine wertvollsten Einnahmequellen, Steuern und Zölle, verpfänden mußte. Daß trotz allem seine Zahlungsbilanz aktiv blieb, verdankt es seiner „unsichtbaren Investierung“ im Ausland, d. h. dem Auslandschinesentum, das durch seinen Fleiß, seine Arbeitskraft und Genügsamkeit

als kapitalbildender Faktor erster Ordnung in der Lage ist, jährlich viele Millionen an Devisen der Heimat zuzuführen. Der historisch, wie sachlich weitausholende Aufsatz, von dem hier nur die wichtigsten Punkte angedeutet werden können, belegt seine Daten durch eine Reihe instruktiver Tabellen und gibt Hinweise auf einschlägige Literatur z. T. neuesten Datums). — 206—9 Buchbesprechung: *Heinr. Bauer, Chinas Schätze? Eine Studie über den chinesischen Bergbau (Fr. Otte, Eisenach). — 210 Zu den Bildtafeln (Beschreibung der dem Heft beigegebenen 14 Abbildungen von meist buddhistischen Kunstwerken aus verschiedenem Privatbesitz, darunter 11 Bilder einer buddhistischen Kapelle der östlichen Vorstadt von Peking). — 211—3 Chinesische Zeichen zu den Aufsätzen und Berichtigung.

5/6 217—24 Ernst Boerschmann, Steinlöwen in China; mit sieben Zeichnungen (Die Darstellung des Löwen, zunächst als Nachbildung westasiatischer, geflügelter Formen, ist seit etwa 100 n. Chr. in China nachweisbar. Das erste gesicherte Vorkommen eines Steinlöwen, um 147 n. Chr., läßt erkennen, daß der Brauch, Steinlöwen an Zugängen aufzustellen, bei Grabanlagen aufgekommen ist. Ihre Aufgabe ist es, als Beschützer und Wachttiere der Bauanlagen zu dienen, zu denen sie gehören. Parallele Erscheinungen sind steinerne Widder in Tschang-an (Schensi), sowie Elefantfiguren in der Prov. Schansi. Die heutigen Löwenfiguren zeigen indischen Einfluß, wobei buddhistisches Kolorit unverkennbar ist. Sie sind immer paarweise als Männchen und Weibchen angeordnet und an bestimmten Merkmalen als solche zu erkennen. Auf sieben Tafeln werden Beispiele verschiedenen Stils vorgeführt und Erläuterungen dazu gegeben). — 225—40 Chang Tien-lin, Chinesisches Drama und chinesisches Theater (I. Wesen und Geschichte der chinesischen Dichtung; II. Geschichtlicher Überblick über das chinesische Drama; III. Arten, Stilmerkmale und Gegenstände des chinesischen Dramas; IV. Das chinesische Theater; V. Schluß). — 241—9 Liao Bao-seing, Der ursprüngliche Charakter des Menschen in der chinesischen Philosophie (Wie in Europa unterscheidet man hierbei auch in China monistische und dualistische Auffassung, d. h. der Mensch ist von Natur entweder nur gut, nur böse, oder trägt beide Züge beieinander in sich. In der dualistischen Richtung bestehen drei verschiedene Schulen. Die erste behauptet, „der ursprüngliche Charakter des Menschen enthält beides, Gutes wie Böses“. Die zweite vertritt den „räumlichen Dualismus“, d. h. „der urspr. Charakter ... ist aus Gutem und Bösem gemischt“. Die dritte läßt allein den „zeitlichen Dualismus“ gelten und sagt, nur nach den jeweiligen Äußerungen des Charakters kann seine Art bestimmt werden. Der Monismus wird von zwei einander bekämpfenden Schulen vertreten. Die eine behauptet mit Mong Dsi, der Mensch sei von Natur nur gut, die andere, mit Hsün Dsi, behauptet, der Mensch sei seiner Anlage nach nur böse. Liao untersucht diese beiden monistischen Richtungen und kommt zu dem Ergebnis, daß alle monistischen Theorien sich ebenfalls im Grunde als dualistisch erweisen). — 250—3 Erwin Rousselle, Eine Huai-Bronzeschale aus dem Besitz der Gräfin Sierstorff; Beschreibung mit 2 Tafeln und 6 Textabb. (Das „außerordentlich schöne Stück“ wurde bereits von Otto Kümmel in „Jörg Trübner zum Gedächtnis“, Berlin 1930, S. 62 mit kurzer Beschreibung veröffentlicht. Rousselle gibt eine eingehende Be-

schreibung und Deutung der Ornamentik, welche die Schale als dem Huai-Stil (etwa 550–200 v. Chr.) zugehörig ausweist. — 254–64 Werner Speiser, Liang-tsüan (Kritische Sichtung der überkommenen Malwerke des um 1275–1335 lebenden Tschan-(jap. Zen-)Priesters Liang-tsüan, der wahrscheinlich gegen 1300, wie viele gleich ihm, nach Japan (Kyôto), auswanderte, um den Kriegswirren zu entgehen, welche die Mongolen über China brachten. Auf 9 Tafeln werden Bildproben gegeben). — 265–83 Wang Shi-tschu, Meine Erinnerungen an das Zehn-Tage-Massaker in Yang-Dschou; übersetzt von Lucien Mao (Dem Verfasser des Augenzeugenberichtes glückte es als einem der wenigen, dem von Mandschu-Soldaten im Sommer 1645 vollführten Gemetzel zu entrinnen). — 284–90 Bücherbesprechungen: *Walter Engemann, Voltaire und China; Diss. Leipzig 1932 (R. F. Merkel). — *Osvold Sirén, A History of later Chinese Painting, London 1938, 2 vols. (W. Speiser). — *Osvold Sirén, The Chinese on the Art of Painting, Peiping 1936 (W. Speiser). — *G. F. Hudson, Europe and China. A Survey of their Relations from the earliest times to 1800, London 1931 (E. H. v. Tscharnier). — *Arlington and Acton, Famous Chinese Plays, Peiping 1937 (E. H. v. Tscharnier). — *Gösta Montell, Durch die Steppen der Mongolei, Stuttgart 1938 (W. A. Unkrig). — 291 Zu den Bildtafeln. — 292–5 Chinesische Zeichen zu den Aufsätzen.

14 1939:

1/2 3–26 Sven Hedin, Tibet und die Geschichte seiner Erforschung; mit 3 Tafeln und 1 Textabb. (Gibt einleitend einen Überblick über Morphologie, Klima, Lebewelt und Besiedlung des Landes. Es folgt die eigentliche Erforschungsgeschichte Tibets, gegliedert nach antiken, chinesischen, arabischen und europäischen — ab 1245 n. Chr. — Reisebeschreibungen, Kosmographien oder Forschungsberichten, mit Hervorhebung des jeweiligen Anteils an der Erweiterung unserer Kenntnis von Tibet). — 27–9 Chiang Hsüeh-wen, Hua Mu-lan, eine Amazone aus der Zeit der Tang-Dynastie (Erklärung und Übertragung eines heute in China wieder aktuellen Tang-Gedichtes, dessen Verfasser unbekannt ist. Es handelt vom Heldentum eines Mädchens, das an Stelle seines alten Vaters, unerkannt als Krieger verkleidet, 12 Jahre für das Vaterland kämpfte). — 29–31 Chu Chia-hua, Chinas Aufbauarbeit und Deutschland (Wortlaut einer Erklärung über den gegenwärtigen Stand der kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und China, die der Verfasser als Präsident des „Chinesisch-Deutschen Kulturverbandes“ zu Neujahr vor Pressevertretern in Berlin gegeben hat). — 32–9 Irmgard Grimm, Rettung aus der Not, aus der „Geschichte der Drei Reiche“ übersetzt; mit 1 Tafel (Dschau Yün rettet den A-do, Sohn des Liu Be, bei Verfolgung durch die Truppen des Tsau Tsau). — 40–51 Franz Kuhn, Besuch beim schlafenden Drachen, aus der „Geschichte der Drei Reiche“ übersetzt; mit 1 Tafel (Die erste Begegnung Liu Be's mit Dschu Go-liang, dem „Schlafenden Drachen“, der ihm als Ratgeber folgt). — 52–73 Friedrich Otte, Schifffahrt in China; mit 4 Tafeln (Vorbemerkung; 1. Allgemeines und Geschichtliches; 2. Stellung der Chinesen zu Schifffahrt und Schiffer; 3. Schifffahrt in China in der Neuzeit; 4. Landschaften und Hafenanteile; 5. Chinesische Schifffahrtspolitik; 6. Gegenwartslage und Ausblick). — 74–82 Bücherbesprechungen: „The Chinese Economic & Statistical Review“. Published Monthly by The Institute of Economic & Statistical Research, Shanghai (Friedrich Otte). —

*Mi Fu on ink-stones. Translated by R. H. van Gulik. With an introduction and notes, Peking 1938 (W. Speiser). — *Chiang Yee, Chinese Calligraphy. An Introduction to its Aesthetic and Technique. With a Foreword by Lin Sen, President of the Chinese Government, London (1938) (W. Speiser). — *Bao-Seing Liao, Die Bedeutung des Silberproblems für die Entwicklung der chinesischen Währungsverhältnisse. Neue Reihe staatswissenschaftlicher Arbeiten, 6. Heft, Berlin 1939 (Friedrich Otte). — 83 Berichtigung. Zu den Bildtafeln. — 85–7 Chinesische Zeichen zu den Aufsätzen. Alfred Kühn.

Studi e Materiali di Storia delle Religioni 12 1936:

1/2 51–65 G. Furlani, Divinità gemelle nel pantheon elamico? (wendet sich gegen die Annahme Deimels, daß das Zeichen NAB vor Götternamen Zwillingsgottheiten bezeichne). 3/4 107–25 U. Cassuto, Il calendario die Gezer e il suo valore storico-religioso (der Kalender versucht, die kanaänischen Monatsnamen durch Benennungen nach den Feldarbeiten zu ersetzen). — 126–49 Th. H. Gaster, The story of Aqhat (Übersetzung der Danel-Erzählung von Ras Schamra, die als Text eines religiösen Festspiels angesprochen wird, dessen Thema der Kampf zwischen Ernte und Herbstregen ist). — 150–65 G. Furlani, Nuovi documenti sui Yezidi (kritisches Referat über Abbas al Azzawi, Histoire des Yezidis). — 187–213 Th. Kluge, Die Bleitafel von Magliano (CIE 5237) (Die libri fulgurales enthalten einen verlorengegangenen Abschnitt des Awesta).

13 1937:

1/2 1–9 Fr. W. Freih. v. Bissing, Figurine di divinità e amuleti egiziani trovati in tombe etrusche (es dominieren Gottheiten der ägyptischen Hauptstädte, insbes. von Memphis; der Osiriskreis tritt zurück). — 25–56 Th. H. Gaster, The story of Aqhat (Forts. von 12, 126–49). — 68–101 R. F. Merkel, Der Islam im Wandel abendländischen Verstehens. — 102–6 C. Conti Rossini, Sulla dichiarazione di paternità da parte della madre nella consuetudine abissina. 3/4 166–214 Maryla Falk, L'equazione ellenistica Logos-Anthropos (der durch die Gleichsetzung bezeichnete Gedankenkomplex ist indischen Ursprungs). H. Bonnet.

Yenching Journal of Chinese studies 23 1938:

1 1–46 Jung Chao-tsu, Chiao Hung, his life and thought (Das Leben von Chiao Hung (1540–1620) wird in Form eines nien-p'u gegeben. Hierbei ist besonders seiner literarischen Tätigkeit Aufmerksamkeit geschenkt. Als Philosoph gehört Chiao Hung zu der von Wang Yang-ming ausgehenden intuitiven Schule, und er ist besonders beeinflusst von Li Chi und dessen Kreis, der uns durch die Arbeit von O. Franke [Li Tschü, ein Beitrag zur Geschichte der chinesischen Geisteskämpfe im 16. Jahrhundert] in seiner Bedeutung bekannt gemacht worden ist. Jung, der sich früher auch einmal mit Li Chi beschäftigt hatte, zeigt die Einflüsse, die von hier auf Chiao Hung einwirken, wie auch die buddhistischen Gedanken, die sich bei ihm finden.) — 47–92 Kuo Shao-yü, The theory of Intuition (Als Fortsetzung seines Aufsatzes in YJ 22 behandelt Kuo hier die Theorie der Intuition in der chinesischen Dichtung, wie sie in der Sung-, Ming- und Mandschu-Zeit ausgebildet ist. Als Beispiele wählt er Yang Wan-li, Yüan Hung-tao und Yüan Mei. Bei Behandlung von Yüan Hung-tao wird ebenfalls wieder auf die Wirksamkeit von Li Chi und seinem Kreis hingewiesen). — 93–129 Chu Pao-ch'ang, Vijnānamātravāda, a new interpretation. (Der Aufsatz ist nicht sinologisch, sondern rein philosophisch. Es

wird der Versuch gemacht, aus Gedanken der buddhistischen Philosophie, speziell der Erkenntnislehre, und Gedanken der modernen europäischen Philosophie, besonders der von Whitehead, ein neues philosophisches Bild herzustellen.) — 129—90 Liu Hsüan-min, Territories and tribes conquered by the early Manchus. (Unter ausführlicher Benutzung der Staatsakten der Mandschu (shih-lu) und anderer zuverlässiger Quellen für die frühe Mandschu-Geschichte wird festgestellt, welche Stämme die Mandschu zuerst eroberten, ehe sie in kriegerischen Kontakt mit den Chinesen kamen, und wo diese Stämme ansässig waren. Der Arbeit sind Karten beigegeben, in die die Siedlungsgebiete eingezeichnet sind. So ist die Arbeit sowohl für historisch-ethnologische Forschung wichtig wie für die Frühgeschichte der Mandschu.) — 191—238 Hou Jen-chih, A study of the horse markets of the Ming dynasty in Tatum, Hsüanfu and Shansi. (Untersucht in breiterem Rahmen als der Titel vermuten läßt, das Verhältnis der Chinesen zu den Mongolen während der Ming-Zeit. Die Einrichtung der Pferdemarkte an verschiedenen Plätzen der Nordgrenze war eine der Methoden der friedlichen Auseinandersetzung mit den Mongolen. Die Erfolge dieses Warenaustausches, durch den die Mongolen chinesische Seide und andere Kulturwaren bekamen und ihre Pferde absetzen konnten, die die Chinesen für ihre Kavallerie benutzten, wechselten je nach der Macht der Mongolen.) — 239—86 Yang Ming-chao, A collation of Lü-shih Ch'un-ch'iu. (Geht aus von der Lü-shih Ch'un-ch'iu-Ausgabe des Hsü Wei-yü und macht Vorschläge für Verbesserung des Textes auf Grund von Vergleichen von Lesarten in allen in Frage kommenden Quellen. Vgl. YJ No. 21, pg. 119ff., wo der Verf. die gleiche Arbeit für Chuang-tse getan hat.) — 287—90 Jung Keng, Third note on the 'Bird script'. (Vgl. YJ No. 16 und 17. Hier werden 5 weitere Stücke, Hellebarden und Schwerter, mit Inschriften in 'Vogelschrift' vorgelegt, gelesen und erklärt. Wieder weisen die Inschriften oder Fundumstände bei 4 der 5 Stücke auf Südchina.) — 291—334 Jung Yüan, Notes and news in the field of Chinese studies in China (January to June 1938). (Übersicht über die mit dem St. Julien-Preis gekrönten sinologischen Arbeiten, über die Arbeiten von Julien und seine Bedeutung. Buchbesprechungen mehrerer Werke über Archäologie, sowie eine ausführliche Besprechung des Yen-ching Journal Monograph No. 16 über die sozialen Klassen der Mongolenzeit mit neuem Material.)

24 1938:

1—35 Kuo Shao-yü, The flexibility of Chinese 'words'. (Der Verf. geht von der Tatsache aus, daß ein chinesisches „Wort“ nicht immer unbedingt mit einem Schriftzeichen sich deckt, sondern daß oft Schriftzeichenkomplexe ein „Wort“ ausdrücken. Er untersucht also derartige Doppelzeichen und teilt sie in verschiedene Gruppen, erläutert, welche Variationsmöglichkeiten im Aufbau solcher Dopplungen und in ihrer Bedeutung bestehen. Nicht untersucht sind Dopplungen, die hauptsächlich dialektisch auftreten, und die in der späteren Literatur zusammengezogen auftreten, wie die alten Worte für Tiger und Hund und andere. Bei diesen liegen besondere Phänomene zugrunde, die uns noch nicht ganz bekannt sind. Bei den untersuchten handelt es sich fast ausschließlich um Dopplungen, denen ein stilistischer Grund unterliegt, sei es, daß aus rhythmischen Gründen, sei es, daß zum Andeuten

einer bestimmten Nuance die Dopplung vorgenommen ist. Der Verf. ist der Ansicht, daß die Dopplung ein der chinesischen Sprache besonders passendes stilistisches Mittel ist, und daß die Neigung zu Parallelismen dem Sprachgeist entspricht. Er vertritt damit die reaktionäre Richtung und stellt sich gegen die meisten heute führenden Schriftsteller.) — 35—54 Ch'en Meng-chia, The origin of wu-hsing, or the doctrine of the five elements. (Untersuchung der Inschrift auf einem jadenen Schwertgriff aus der Zeit um 400 v. Chr. und wahrscheinlich aus dem Staat Ch'i. Die Inschrift setzt die Kenntnis der Elementenlehre voraus. Der Verf. stellt im Anschluß daran eine neue Theorie über die Entstehung der Elementenlehre auf, die mir in Einzelheiten nicht ganz schlüssig zu sein scheint im Vergleich zu der von Ku Chieh-kang. Immerhin stellt auch er die Elementenlehre als ostchinesische Lehre hin.) — 55—126 Hsia Ch'en-t'ao, The life of Chiang K'ui (eine außerordentlich genaue Untersuchung des Lebenslaufs und der Werke des Sung-Dichters Chiang K'ui). — 127—58 Cheng Ch'ien, Notes on ten rare ancient plays. (Bearbeitung von zehn Dramen, die ziemlich unbekannt und recht selten geworden sind, aus dem Privatbesitz des Verfassers. Das erste Drama „Geschichte der 4 Schönen“ enthält das Thema der „Loyang-Brücke“. (Cf. Typen chinesischer Volksmärchen Nr. 102.) Sollte das Drama wirklich aus der frühen Ming-Zeit stammen, so ist es einer der ältesten Belege dieses Märchenmotivs. Die Untersuchung auch der anderen Dramen bringt interessante Ergebnisse.) — 159—220 Ssu-ho Ch'i, Political, economic and social institutions of the Chankuo period. (Die Zeit der „streitenden Reiche“ wird als eine Zeit der Umwandlung des alten feudalistischen China zum bürokratischen mittelalterlichen China dargestellt. Als treibende Elemente können erkannt werden: Anwachsen der Größe der Lehnstaaten, wodurch dann die Durchführung eines Lehnsystems unmöglich wurde, Einführung von Eisen für die landwirtschaftlichen Geräte, Einführung des Rinderpflugs. Charakteristisch neu sind: Beginn der Geldwirtschaft, Kapitalbildung beim Kaufmannsstand, freier Grundbesitz, Zerstörung der alten feudalistischen Gesellschaftsklassen und Aufkommen einer kapitalistischen neuen Klassenordnung. Der Aufsatz stellt weiter fest, daß sowohl die Verwaltungsbezirke wie das Beamtensystem, — beides hatte man meist für Neuschöpfungen des Staates Ch'in gehalten — schon in dieser Zeit vorgebildet worden sind. Der Aufsatz bringt viel Material, geht methodisch aber kaum über das früher von Kuo Mo-jo (Ku-tai shê-hui) über diese Periode Gebrachte hinaus.) — 221—30 Chou I-liang, Miscellaneous notes. (Ganz in der Art, wie Gelehrte der Sung-Zeit ihre Anmerkungen und Glossen über einzelne Fragen der Textkritik und der Texterklärung gesammelt herausgaben, sind auch hier derartige Glossen gebracht, meist Fragen der Zeit der 6 Reiche betreffend. Die Anmerkungen sind durchweg sehr scharfsinnig und wichtig.) — 231—66 Jung Yüan, Notes and news in the field of Chinese studies in China. (July to December 1938.) (Notiz über die Auffindung einer Sammlung von Dramen der Yüan- und Ming-Zeit; Kritik des 6. Bandes der 'Discussions on ancient history'; vernichtende Kritik über eine kommentierte Ausgabe des literarkritischen Buchs Wen-hsin tiao-lung; positive Kritik einer Geschichte des frühen chinesischen Buddhismus.)

W. Eberhard.

